Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreussenblatt – Wochenzeitung für Deutschland

Nr. 41 – 15. Oktober 2005 www.preussische-allgemeine.de C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Münteferings Diktat

Wie Angela Merkel die Unionsgrundsätze für ihren Posten im Kanzleramt opferte



Mehr als nur eine zufällige Reflexion? Ein gespenstisch durchsichtiger Schröder neben einem Müntefering in Aktion Foto: 360-berlin

Von Joachim Tjaden

Eine große Koalition gab es schon vor der Bundestagsneuwahl vom 18. September: Alle Parteien waren sich seltsam einig, daß ein solches Bündnis lediglich „der kleinste gemeinsame Nenner" wäre und die extremen politischen Ränder stärke – zuwenig angesichts des Zusammenbruchs von Arbeitsmarkt, öffentlichen Finanzen und sozialen Sicherungssystemen. Angela Merkel warnte noch Stunden vor der Schicksalswahl vor drohendem „Stillstand".

Jetzt, da die große Koalition in einer Sondierung, die nichts anderes war als die Fortsetzung des persönlichen Duells zwischen Kanzleramtsinhaber und -bewerberin, verabredet ist und in einen Regierungsvertrag gegossen werden soll, gilt Gegenteiliges: „Wir werden eine Koalition der neuen Möglichkeiten schaffen und wollen etwas für dieses Land bewegen" verspricht die Frau aus Templin, der 55 Prozent der Deutschen die Stimme verweigerten. CSU-Chef Edmund Stoiber sieht plötzlich gar „die große Chance zur Erneuerung Deutschlands".

Die drei designierten Regierungsparteien würden 448 von 614 Abgeordneten des Bundestages stellen – die Kanzlermehrheit beträgt 308 Mandate. Da bleibt genügend Raum für Widerstand auch fern der Ränder.

Die sich abzeichnende neue Regierung weist eine befremdliche Asymetrie auf – man ist geneigt, von einer „sozialdemokratischen großen Koalition" zu sprechen: Die Union stellt Kanzlerin und Kanzleramtsminister, aber nur sechs Fachminister – die am 18. September abgewählte SPD hingegen acht. Das macht sich gut für einen „Juniorpartner". Merkel argumentiert mit „fairer, gerechter Aufteilung", ihre parteiinternen Kritiker raunzen von Kotau und Ausverkauf. CDU und CSU waren in die Wahl gezogen, Arbeitsmarkt und Haushalt vor dem Rotgrün geschuldeten Kollaps zu bewahren – nun überließen sie die Schlüsselressorts Arbeit und Finanzen der SPD. Und die mag sich so recht auch nicht freuen: „Bei uns herrscht blankes Entsetzen über diese Problemressorts", wütet der Sprecher des einflußreichen rechten „Seeheimer Kreises" der Sozialdemokratie, Kahrs.

Deutschland bekommt mit einiger Wahrscheinlichkeit seine erste Frau im Kanzleramt, aber auch einen neuen starken Mann: Franz Müntefering, Architekt der großen Koalition. Wahl verloren, Schröder geopfert – und trotzdem die Vormachtstellung im Bündnis in spe und obendrauf noch zwei Parlamentsvizepräsidenten gewonnen. „Meine Partei hat in den letzten Monaten neues Selbstbewußtsein gespeichert", sagt der Sauerländer, was wohl vor allem für ihn selbst gilt.

Bundespräsident, Kanzlerin, Bundestagspräsident und Präsident des Bundesverfassungsgerichts kommen jetzt von der Union, die überdies den Bundesrat dominiert. Am Berliner Kabinettstisch aber geht nichts ohne die Sozialdemokratie. Kein Lager kann das andere überstimmen. Merkels Richtlinienkompetenz qua Grundgesetz ist eingeschränkt: Sind Minister auch Abgeordnete, werden ihnen von der Verfassung ausdrücklich abweichende Meinungen zugestanden. Müntefering hält die Richtlinienkompetenz ohnehin für „nicht lebenswirklich", selbst Stoiber sieht sie als „sehr eingeschränkt" an.

Die Union hat sich in der Sondierung von der SPD bereits die Lockerung der Tarifautonomie und die Abschaffung der Steuerbefreiung von Nacht-, Sonn- und Feiertagsarbeit abhandeln lassen und entfernt sich schrittweise auch von anderen Wahlzielen: Gesundheitsprämie, radikale Steuerreform, Lockerung des Kündigungsschutzes, Generalrevision von Hartz IV. Angela Merkel wird den CDU-Ministerpräsidenten und der Partei einiges an Kompensation bieten müssen, um diesen Substanzverlust zu rechtfertigen. Gelingt ihr dies nicht, bliebe ihr 400 000-Stimmen-Erfolg über Schröder ein Pyrrhussieg – und aus der Jägerin würde eine Gejagte.

Als Schröder um des Landes willen begann, sozialdemokratische Grundwerte zu opfern, entstand die Linkspartei. Von der Unions-Verzichtspolitik wird nun die FDP profitieren, die jene Positionen besetzen wird, die CDU und CSU aus Koalitionsräson nicht einnehmen dürfen. Westerwelle, der unter Merkel Vizekanzler werden wollte, hat seiner Partei verordnet, die Aufsteigerin aus dem Osten im Bundestag nicht mitzuwählen: „Für das Kanzleramt war die Union bereit, wesentliche Teile eines Politikwechsels aufzugeben."

Die SPD wird sich in der Koalition als Sachwalterin der sozialen Gerechtigkeit profilieren und wahrnehmbarer vom Neuwahlergebnis erholen, als dies in der Opposition je hätte gelingen können: nur dies ist Münteferings Kalkül, dem Merkel und Stoiber aufsaßen.

Daß die SPD auch noch den Außenminister stellt, verschärft die Schräglage zuungunsten Merkels. Die Suche nach gemeinsamen unverrückbaren Standpunkten in der Türkeifrage und beim deutsch-amerikanischen Verhältnis könnte schnell zur Sollbruchstelle werden.

Die „Koalition der neuen Möglichkeiten" hat ihre größten Erfolgsaussichten in der Wirtschaftspolitik und bei der inneren Sicherheit. Aus beiden Feldern wird sie jenen Kitt ziehen, den sie in der Sozial- und Außenpolitik en masse benötigt.

Während sich die Union fast am Ziel wähnt, bleibt Müntefering vorsichtig abwartend und nennt die erfolgreiche Sondierung lediglich einen „Baustein", denn: „Seeheimer Kreis" und „Parlamentarische Linke" der SPD lehnen in einer gemeinsamen „Resolution" eine Kanzlerin Merkel noch immer ab und halten an Schröder fest.

Zusammen stellen sie 180 Abgeordnete in der Fraktion – verweigerten sich nur 140, bliebe die große Koalition ein unerreichbares Trugbild. Nur deshalb wird der Niedersachse bei den Koalitionsgesprächen mit am Tisch sitzen – könnte es am Ende sein, daß er doch noch gebraucht wird?

Merkels Chance liegt schon aus mathematischen Gründen nicht in einer Kanzlerschaft der Stärke, sondern im Ausgleich. Kurt Georg Kiesinger führte die große Koalition zwischen 1966 und 1969 als ein eher präsidialer Kanzler, der im Hintergrund wirkte und Kompromißlinien auslotete. Aber: Darf man Merkel, im Lichte ihrer opferreichen Politkarriere, diese Fähigkeit zum Moderaten und zum Moderieren zutrauen?

Union und SPD wollen nach eigenem Bekunden vier Wochen lang über den Koalitionsvertrag verhandeln – die Zeitspanne erscheint mehr als nur angemessen.

Der Leitartikel

Wertedebatte

Von Clemens Range

Vom 18. September (dem Tag der Bundestagswahl) und dem 10. Oktober (dem Tag, an dem die große Koalition verabredet wurde) gehen ein gemeinsames Signal aus: Die Konservativen Deutschlands sind im Bundestag und in der Bundesregierung in der absoluten Minderheit. Und: Das Koordinatenkreuz in der Bundesrepublik wird weiter nach links verschoben. In der großen Koalition unter einer Kanzlerin Merkel werden voraussichtlich in der kommenden Zeit nur mit Müh' und Not die zahlreichen Reformwerke technokratisch in Gang gesetzt. Doch die Zeit und auch die Fähigkeiten werden nicht vorhanden sein, in das Zentrum der deutschen Misere vorzustoßen: Die Debatte um die Werte dieser Republik.

Die Suche nach Werten, die als Basis für soziales, friedliches Einvernehmen und folglich für eine größere Anerkennung von Staat und Politik dienen könnten, ist im Volk unverkennbar. Besonders augenfällig wurde dies im Mitgefühl und bei der Opferbereitschaft in großen Not- und Katastrophensituationen. Für einen Augenblick standen Mut, Ehrlichkeit oder Selbstlosigkeit hoch im Kurs.

Der politischen Klasse gelang es jedoch bislang nicht, die in der Bevölkerung natürlich vorhandenen Wertevorstellungen mehr als nur beliebig erscheinen zu lassen. Dies ist ein Indiz dafür, daß wirkliche kollektive Wertüberzeugungen in Deutschland mittlerweile fehlen. Gesellschaftliche Werte entstehen aber nur dort, wo die Menschen die soziale Welt als gestaltbar erleben und mit innerer Anteilnahme um verschiedene Visionen der „guten Sache" zuliebe ringen.

Was fehlt – oder besser gesagt bewußt zerstört worden ist – ist der Sinn für das Gemeinwesen. Dieser ist in hohem Maße die staatserhaltende Basis. In einem Staatsgebilde, das Spaß daran hat, zwischen Gefälligkeiten und Bequemlichkeiten zu pendeln, in dem Autoritäts-, Hierarchie- und Elitedefizite zwar beklagt, aber nicht behoben werden und in dem die Bürger immer noch der Wohlstands- und Konsumgesellschaft huldigen, bleibt es nicht aus, daß eine Wertedebatte nicht mehr stattfindet.

Es gab in Deutschland sehr wohl Epochen, in denen Werte, die gerne mit den „preußischen Tugenden" umschrieben werden, für Generationen Meßlatte ihres Lebens waren. Und zwar wurden diese von allen Bevölkerungsschichten gleichermaßen gelebt und geachtet. Hierzu gehörten auch die einfachen Tugenden der Bescheidenheit und des Sichbescheidens, des Sichfreuenkönnens, der Hilfsbereitschaft und des Anstandes. Verantwortungsbewußtsein und Pflichterfüllung waren Selbstverständlichkeiten des Miteinanders. Von einem solchen Umfeld sind wir heute meilenweit entfernt.

Die Entwicklung belegt, daß wir immer weniger imstande zu sein scheinen, gesellschaftliche Werte mit starken Überzeugungen oder Empfindungen zu verbinden. Oder gibt es in der deutschen Politszene doch noch einige Männer und Frauen, die die Bedeutung von Werten erkannt haben, eine solche Debatte anzustoßen? Es ist noch nicht lange her, da hat SPD-Chef Müntefering mit seinen Thesen gegen das „Primat der Ökonomie" einen Vorstoß in Richtung Wertedebatte unternommen. Nun, da die Unionsparteien mit der SPD gemeinsame Sache in Berlin machen, könnte die paradoxe Situation eintreten, daß aus dem Hintergrund der SPD-Vorsitzende eine Wertedebatte initiiert und damit den einstigen Verfechtern von traditionellen Werten in der CDU/CSU diese Domäne, die ihnen zahlreiche konservative Wähler sicherte, geschickt abnimmt.

Zu früh gefreut?

Deutsches Konsulat in Königsberg bedrängt

Die Amtszeit des ersten deutschen Generalkonsuls, Cornelius Sommer, im heutigen Königsberger Gebiet ist beendet. Cornelius Sommer wird demnächst 65 Jahre alt und geht in den Ruhestand.

Über seine Zeit in Königsberg sagte er, daß er die Aufgabe als große Herausforderung gesehen habe. Als seinen größten Erfolg betrachtet er die Tatsache, daß nach den endlosen Verhandlungen mit den russischen Behörden endlich ein Gebäude für die Unterbringung des Generalkonsulats gefunden werden konnte. Das Gebäude in der Thälmannstraße werde zur Zeit renoviert. Doch ein baldiger Einzug des Generalkonsulats ist unwahrscheinlich, denn russische Zeitungen berichten von erneuten Schwierigkeiten rund um das Konsulatsgebäude. Demnach setzen die Russen ihre taktischen Spielchen mit der deutschen Vertretung fort. Nun heißt es, der Verkauf des Hauses könne erst dann vorgenommen werden, wenn das Generalkonsulat mit seiner „Konsularischen Tätigkeit" begonnen hat. Dies soll jedoch frühestens in einem Jahr möglich sein.

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42



Der Stammtisch im Deutschen Haus war verwundert: habe doch ausgerechnet der Herr Präsident des Bundesverfassungsgerichts Hans Jürgen Papier die Politiker aufgefordert, „das Vertrauen der Bürger nicht weiter aufs Spiel zu setzen“.

Statt „taktische Scharmützel vorzuführen“, sollten sie gefälligst „das Land politisch verantwortlich führen“. Vollmundig verlangte er, die „beschädigte Vertrauensgrundlage zwischen Bürgern und Politik zu reparieren“.

War es doch ausgerechnet das von Papier präsidierte höchste deutsche Gericht gewesen, das grünes Licht zur Umbiegung der Verfassung für das vordergründige taktische Spielchen des gescheiterten Bundeskanzlers Schröder und dessen sogenannte „Vertrauensfrage“ gegeben hatte.

Nachdem Schröder mit Papiers Segen die „dumme Frage“ gestellt hatte, habe er darauf vom Wähler die sprichwörtlich „dumme Antwort“ erhalten.

Darum sei Papier wirklich der letzte, der die „beschädigte Vertrauensgrundlage zwischen Bürgern und Politik“ beklagen dürfe, meinte der Stammtisch.

Zu recht habe Papier die „Bewältigung der Reformaufgaben und die Erneuerung der demokratischen Vertrauensgrundlage“ angemahnt.

Dafür wäre es gut, wenn er zu politischen Tricksereien im Bundestag nicht wieder Ja und Amen sagen würde, meinte der Stammtisch.

Euer Michel

Konservative ohne Lobby

In einer sozialdemokratisch geprägten großen Koalition ist kein Platz für den rechten Flügel der Union

Von Hans Heckel

Angela Merkel werde die erste CDU-Kanzlerin an der Spitze einer sozialdemokratischen Regierung sein, witzelte das politische Berlin am Rande des schwarz-roten Koalitionspokers. Die Mehrheit der Kommentatoren spielte damit allein auf die Tatsache an, daß sich die Union den Kanzlersessel erkauft hat, indem sie dem roten Partner ein personelles Übergewicht am Kabinettstisch zubilligte. Für Konservative und Nationalliberale mag in dem Bonmot sehr viel mehr mitschwingen. Jenen, die seit Jahren und Jahrzehnten eine schleichende Linkswanderung der bürgerlichen Parteien beklagen, erscheint die aufziehende Regierungskonstellation wie der logische und tragische Schlußpunkt einer langen Entwicklung.

Für die CDU könnte es daher fortan gefährlicher werden an ihrem rechten Flügel. Der hat bislang scheinbar jede Kröte geschluckt und ist aus Furcht, von einer CDU-Niederlage würden vor allem Rote und Grüne profitieren, am Tag der Entscheidung stets zähneknirschend unter's Dach der Union zurückgekehrt. Unter den Voraussetzungen einer großen Koalition aber wird es für die Unionsführung ungleich schwerer werden, die demokratische Rechte erneut per „Lagerwahlkampf“ ins Glied zu zwingen.

Was sich während der vergangenen Jahre in glücklosen Parteineugründungen, in „Konventen“, Initiativen und verzweifelten Aufrufen bemerkbar gemacht hat, könnte in Opposition zu einer allzu sozialdemokratisch geprägten Regierungspolitik unter einer Kanzlerin der CDU ein (auch partei-)politisches Eigenleben jenseits der C-Parteien entfalten. Das wurde schon oft prognostiziert, doch heute kann ohne jede falsche Dramatisierung festgestellt werden, daß die Lage der Zweiten Republik noch nie so ernst war – weshalb lange angebahnte Entwicklungen jäh zum Ausbruch kommen können.

Affären wie der Rauswurf des damaligen CDU-Parlamentariers Martin Hohmann haben Narben hinterlassen. Selbst solche potentiellen CDU-Anhänger, die weder in Inhalt noch Wortwahl mit dem Fuldaer Abgeordneten übereinstimmen mochten, sahen in seiner Behandlung einerseits ein Indiz für die Willfährigkeit der Unionsspitze gegenüber linken Kampagnen und andererseits ein Zeichen für den fortschreitenden Linksrutsch von CDU und CSU selbst. So entstand für sie der Eindruck, daß die Union konservative Positionen und ihre Protagonisten entweder nicht mehr stützen kann oder sogar überhaupt nicht mehr stützen will.


Foto: Joker

Kirchliche Trauung: Für viele junge Deutsche ein romantisches, idyllisches Muß

Doch der Entfremdungsprozeß währt schon sehr viel länger: Inhaltliche Defizite wie die völlige Vernachlässigung der Familienkrise und des Geburtenrückgangs, die Behandlung von Vertriebenen und Enteigneten oder der Umgang mit der Bundeswehr während der Kohl-Ära ließen Konservative und Nationalliberale schon damals Schritt für Schritt innerlich Abschied nehmen von der großen Partei, die sie einst selbstverständlich für die „ihre“ gehalten hatten. Nur die noch größere Distanz, die sie von den Sozialdemokraten trennte, hielt sie zumindest in den Wahlkabinen bei der Stange. Die große Koalition vor Augen ist dieser letzte Anreiz, doch noch Union zu wählen, jedoch hinfällig.

Bliebe die FDP, der es angesichts einer großen Koalition als einziger nichtlinker Oppositionspartei überlassen bliebe, den Heimatlosen ein Auffangbecken zu bieten. Die Liberalen haben jedoch in der jüngeren Vergangenheit mehrfach und drastisch deutlich gemacht, daß ein rechter Flügel das letzte ist, was sie zu tolerieren bereit wären. In den 90er Jahren wurde dem vermehrten Engagement von Nationalliberalen, wie dem ehemaligen Generalbundesanwalt Alexander von Stahl, von seiten der FDP-Führung brachial ein Riegel vorgeschoben. In Stahls Berliner Landesverband wurden (die sonst heiß umworbenen) FDP-Beitrittsbewerber einzeln unter die Lupe genommen, um den weiteren Zufluß von Nationalliberalen abzublocken.

Union wie FDP setzten bislang darauf, daß sich die Masse der Bevölkerung, darunter insbesondere die Jugend, stillschweigend aber stetig nach links bewege. Deshalb dürfe man den rechten Flügel als fortwährend dahinschmelzende Gruppe wegen kurzfristig zu gewinnender Wahlen zwar nicht allzu sehr verärgern, wegen der langfristigen Entwicklung nach links aber auch nicht wirklich ernstnehmen.

Umfragen unter jungen Leuten strafen diese Einschätzung indes Lüge. Zwar scheuen junge wie auch ältere Deutsche, sich öffentlich als „rechts“ einzustufen. Dies liegt jedoch weniger an Inhalten als an der Tatsache, daß es der Linken (die weiterhin ganz selbstverständlich als „Linke“ auftritt) gelungen ist, den Begriff „Rechts“ zu diffamieren, ja zu kriminalisieren. Daher möchte kaum noch jemand mit diesem Etikett herumlaufen. Nach Inhalten befragt, ergibt sich ein anderes Bild: Als das Meinungsforschungsinstitut „Forsa“ im Auftrag des Jugendmagazins des „Stern“, „Neon“, im Juni dieses Jahres 2000 repräsentativ ausgewählte 18- bis 30jährige nach ihren Vorstellungen befragte, traten überraschend konservative Einstellungen zutage. Familie, Arbeit, Erfolg, Gesetzestreue, Verläßlichkeit – das sind die Werte, auf welche die Befragten sich stützen wollen und die ihnen wertvoll sind.

Es scheint so, als sei die Union bei ihrer Vermutung einer allgemeinen gesellschaftlichen Linkswendung auf Medien und Berater hereingefallen, die entweder selbst in linkem Wunschdenken befangen sind oder zuviel unter ihresgleichen verkehren, wo sie das Verständnis für die Welt draußen verloren haben.

Der Generation der heute 18- bis 30jährigen steht der Sinn kaum noch nach dem „Aufbrechen überkommener gesellschaftlicher Strukturen“. Sie wären statt dessen froh, solche „Strukturen“ überhaupt noch in intaktem Zustand vorzufinden. Daß die Menschen längst spüren, daß auch die Nation unbedingt zu diesen „Strukturen“ gehört, haben mittlerweile alle bemerkt – neuerdings quälen sich sogar Zeitgenossen öffentlich mit ungelenken Patriotismusübungen, die jeden positiven Bezug zum Vaterland eben noch zum Fall für den Verfassungsschutz erklärt hätten. Lange Zeit ist es der Union gelungen, patriotische Kreise an sich zu binden, da die Linke noch kläglicher abschnitt bei der Bejahung des eigenen Landes. Doch die Union hat auch in diesem psychologisch äußerst wichtigen Gebiet das Feld geräumt. Nur deshalb fiel es selbst einem Gerhard Schröder so leicht, die C-Parteien mit pseudopatriotischem Wahlkampfgeklingel 2002 vor sich herzutreiben.

Die Unionsoberen mögen sich damit beruhigen, daß der letzte Versuch einer rechten Konkurrenzpartei, die Schillpartei in Hamburg, nach kurzem heftigen Aufflackern auf Landesebene wieder verschwunden ist. Innerparteiliches Durcheinander und das unstete Wesen ihres Gründers Ronald Schill hatten es zuwege gebracht, daß die Truppe schon nach zwei Jahren wieder aus der Verantwortung flog und im Nichts versank. Daß die CDU das gesamte Schill-Potential einsammeln und so erstmals in der Geschichte des Stadtstaats die absolute Mehrheit der Parlamentssitze erringen konnte, verdankte sie allerdings allein der ausgeprägten Abneigung der Hansestädter gegen eine Rück-kehr der Sozialdemokraten ins Rathaus und der Popularität ihres Spitzenkandidaten Ole von Beust. Das Unbehagen an der Union ist damit keineswegs verschwunden.

So bleibt „Schill“ ein Menetekel für die CDU. Dessen plötzlicher Aufstieg rührte daher, daß zahlreiche Hamburger den Unterschied zwischen Union und SPD nicht mehr erkennen konnten. Genau dies könnte sich alsbald auf Bundesebene wiederholen. Und es ist nicht auszuschließen, daß künftige Konkurrenten der Union aus den Fehlern ihrer Vorgänger gelernt haben werden. Bei bisherigen Neugründungen von Mitterechtsparteien konnte die Union noch darauf vertrauen, daß diese oft nur aus einem momentanen Impuls heraus geboren wurden, weshalb die anfängliche Begeisterung bald verflog. Auch hemmte die kleinen Mitbewerber ihr politischer Dilettantismus. Eine programmatisch wie personell gut aufgestellte neue Formation hingegen hätte die Chance, sich dauerhaft in dem Vakuum einzunisten, das die Union hat wachsen lassen.

Merkel – Zuversicht und Zweifel

Stimmen aus dem Ausland zu den Aussichten einer schwarz-roten Regierung in Berlin

Während die europäischen Regierungschefs der Bundeskanzlerin Angela Merkel gratulieren, zeigen die Kommentare der großen ausländischen Zeitungen zum Kampf nach der Wahl und seinem vorzeitigen Ende Hoffnung, aber auch Zweifel an der Handlungsfähigkeit der neuen deutschen Regierung:

Der konservative französische „Le Figaro“ aus Paris schreibt:

„Wird die erste Bundeskanzlerin die Geisel ihrer früheren Gegner sein, die jetzt gezwungenermaßen ihre Verbündeten geworden sind? Die Zusammensetzung der neuen Regierung gibt darauf noch keine schlüssige Antwort, auch wenn ein Signal beunruhigt: Die von Gerhard Schröder, dem schlechten Verlierer, ins Spiel gebrachte Erpressung hat den Sozialdemokraten eine Menge Schlüsselpositionen eingebracht. Selbst wenn die Programme der Rechten und der Linken in der Gesundheitspolitik oder der Liberalisierung des Arbeitsmarktes nur schwer auf einen Nenner zu bringen sein dürften, so gibt es doch ein gemeinsames Feld für eine Basis der Verständigung bei Reformen. Eine sehr rasche positive Dynamik wird zwingend sein, damit das gemeinsame Handeln über die internen Rivalitäten in dieser Regierung siegt und Deutschland seine Rolle im Herzen unseres Kontinents wiederfindet.“

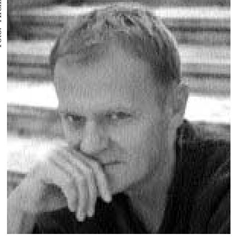

Foto: dpa

Jacques Chirac ist „überzeugt“, daß sich unter Merkels Ägide die „Tradition einer bürgerlichen und solidarischen Beziehung zwischen Deutschland und Frankreich verstärken“ werde und lud sie ein, bald nach Paris zu kommen.

***

Die italienische „La Repubblica“ ist der Meinung:

„Angela Merkel hat nicht alles wieder aufgeholt, was sie an diesem schrecklichen Wahlabend am 18. September verloren hatte. Sie wird Kanzlerin, sicherlich, aber ihre Regierung ist mit sozialdemokratischen Ministern besetzt, die von Gerhard Schröder in Stellung gebracht wurden, ihrem Gegner, der zwar formell besiegt wurde, der ihr aber den Triumph gestohlen hat ... Acht sozialdemokratische Minister im 16köpfigen Kabinett. Da wird es schwierig werden für Angela Merkel, das Wahlprogramm ihrer Partei durchzusetzen.“


Foto: Archiv

Der aussichtsreiche polnische Präsidentschaftskandidat Donald Tusk über Merkel: „Ich sehe es gerne, daß jemand Kanzler wird, der die polnischen Angelegenheiten besser versteht als sein Vorgänger.“

***

Die Schweizer Zeitung „Tribune de Genève“ kommentiert:

„Die Wahlen des 18. September ließen den deutschen Führungspersönlichkeiten nur die Wahl zwischen schlechten Lösungen. Die ‚große Koalition‘, die Angela Merkel anführen wird, kann die Schwierigkeiten nicht auflösen. Das ist das Gesetz der Koalition. Es verbietet Angela Merkel den liberalen ‚Wandel‘, den sie versprochen hat.“

***

Die „Kleine Zeitung“ aus Graz vermerkt :

„Eine große Koalition hat unendlich viele Möglichkeiten, unblockiert und deshalb zügig Reformen durchzuführen, auch Unpopuläres durchzusetzen und Weichen für die Zukunft zu stellen. Sie darf nur nicht im Eifer des Beginns erlahmen. Die Latte ist hoch gelegt – die Erwartungen sind es auch.“

Glaube siegte über den Krieg

Ein Jahr früher als geplant: Am 31. Oktober wird die Dresdner Frauenkirche neu geweiht

Von
Caroline von Gottberg

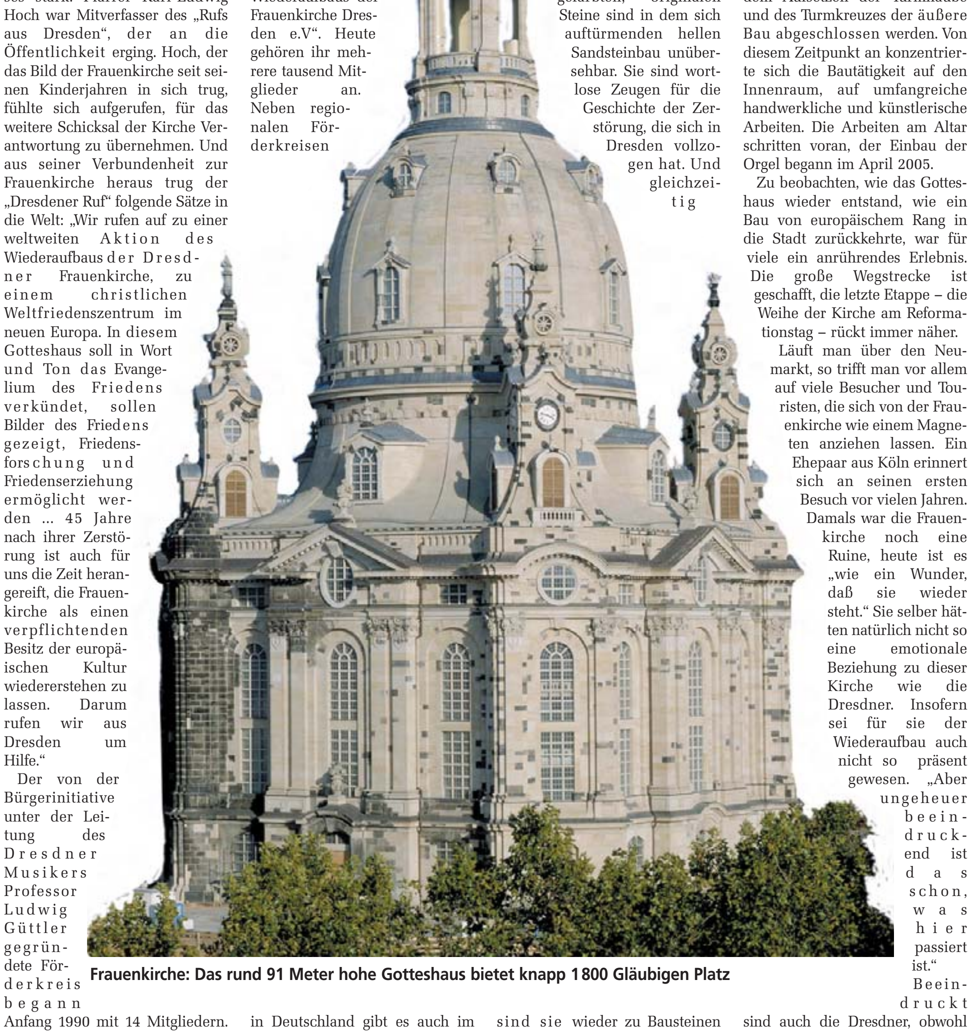
Menschen, Stimmen, Lärm, Bauen – geschäftiges Treiben herrscht rund um die Dresdner Frauenkirche. Fast scheint es so, als hätte sie nie am Neumarkt gefehlt. Doch läßt man die Gedanken zurückwandern, so wächst das Staunen darüber, daß dieser imposante Bau heute wirklich wieder den Neumarkt schmückt. Welch eine Geschichte, welch eine Entwicklung, die sich über Jahrzehnte vollzog, bevor das scheinbar Unmögliche möglich wurde. Dresden und die Frauenkirche – das ist ein Gedankengang.

Die glockenförmige Kuppel der Frauenkirche – monumental und graziös zugleich – thronte 200 Jahre über den Dächern der Altstadt Dresdens. Sie krönte das berühmte Stadtpanorama an der Elbe, eines der schönsten städtebaulichen Ensembles der Welt. In den Jahren 1726 bis 1743 nach den Plänen des Ratsbaumeisters und Architekten George Bähr gebaut, zählte der Barockbau zu den großen und bedeutenden Kirchen der evangelisch-lutherischen Christen in Deutschland. Sie gehörte zu den genialen Meisterwerken der europäischen Baukunst. Die Dresdner liebten ihre Kirche, die für alle Ewigkeit gebaut zu sein schien. Mit den Bombenangriffen 1945 sank mit der Stadt auch die Kirche in Schutt und Asche. Am 15. Februar 1945, zwei Tage nach dem Luftangriff auf Dresden, stürzte die stolze Kuppel ausgebrannt in sich zusammen. Das, was die Einwohner sich nicht hatten vorstellen können, war kurz vor Kriegsende Wirklichkeit geworden: Die Stadt lag in Trümmern und von der Frauenkirche zeugte nur noch ein Ruinenberg.

Selbst um diese Ruine mußten die Dresdener kämpfen, lag es doch im Interesse der DDR-Ideologie, auch dieses traurige Zeugnis vergangener Zeit auszulöschen. Das Beseitigen des Trümmerberges am Neumarkt scheiterte einzig und allein an den Kosten. Die Ruine blieb und wurde zum Mahnmal, dessen bedeutungsvolle, geistige Ausstrahlung fortwirkte.

Die Tage des Herbstes 1989 brachten neue Anstöße. Mit dem „Ruf aus Dresden“ machte sich 1990 eine Bürgerbewegung für den Wiederaufbau des Gotteshauses stark. Pfarrer Karl-Ludwig Hoch war Mitverfasser des „Rufs aus Dresden“, der an die Öffentlichkeit erging. Hoch, der das Bild der Frauenkirche seit seinen Kinderjahren in sich trug, fühlte sich aufgerufen, für das weitere Schicksal der Kirche Verantwortung zu übernehmen. Und aus seiner Verbundenheit zur Frauenkirche heraus trug der „Dresdener Ruf“ folgende Sätze in die Welt: „Wir rufen auf zu einer weltweiten Aktion des Wiederaufbaus der Dresdner Frauenkirche, zu einem christlichen Weltfriedenszentrum im neuen Europa. In diesem Gotteshaus soll in Wort und Ton das Evangelium des Friedens verkündet, sollen Bilder des Friedens gezeigt, Friedensforschung und Friedenserziehung ermöglicht werden … 45 Jahre nach ihrer Zerstörung ist uns die Zeit herangereift, die Frauenkirche als einen verpflichtenden Besitz der europäischen Kultur wiedererstehen zu lassen. Darum rufen wir aus Dresden um Hilfe.“

Der von der Bürgerinitiative unter der Leitung des Dresdner Musikers Professor Ludwig Güttler gegründete Förderkreis begann Anfang 1990 mit 14 Mitgliedern. Doch der Gedanke, nach 45 Jahren der Kunststadt Dresden ihr Wahrzeichen und der Weltkultur eines ihrer großen Denkmale zurückzugeben, hatte in kurzer Zeit immer mehr Menschen weit über Dresden hinaus begeistert. Aus der Dresdener Gruppe wurde eine weltweite Bewegung. 1991 entstand aus dem Förderkreis die „Gesellschaft zur Förderung des Wiederaufbaus der Frauenkirche Dresden e.V“. Heute gehören ihr mehrere tausend Mitglieder an. Neben regionalen Förderkreisen in Deutschland gibt es auch im Ausland Fördervereine.



Frauenkirche: Das rund 91 Meter hohe Gotteshaus bietet knapp 1800 Gläubigen Platz

Am 27. Mai 1994 wurde offiziell mit dem Wiederaufbau begonnen. Dank einer erhalten gebliebenen, vollständigen Dokumentation konnte die Frauenkirche in ihrer originalen historischen Gestalt in originalem Material, dem sächsischen Elbsandstein, nachgebaut werden. Die aufrechtstehenden Ruinenteile wurden dabei in den Wiederaufbau einbezogen. Darüber hinaus ließen sich auch viele der originalen Steine wiederverwenden. Baudirektor Eberhard Burger war es wichtig, die Kirche mit Ergänzungen und genaueren statischen Berechnungen, aber dennoch im Sinne George Bährs wiederaufzubauen. Eigentlich hatte man 1990 geplant, die Kirche bis zum Jahr 2006, dem 800jährigen Stadtjubiläum Dresdens fertigzustellen. Dieser Zeitraum konnte unterboten werden.

Die zweifelnden Stimmen, die glaubten, daß die nachgebaute Kirche nur eine Kopie, ein Abklatsch sei, welcher die historische Tragödie negiere, sind heute längst verstummt. Die dunkel gefärbten, originalen Steine sind in dem sich auftürmenden hellen Sandsteinbau unübersehbar. Sie sind wortlose Zeugen für die Geschichte der Zerstörung, die sich in Dresden vollzogen hat. Und gleichzeitig sind sie wieder zu Bausteinen für die Zukunft geworden. So sind sie Geschichte und Gegenwart in einem und schlagen den Bogen von der Vergangenheit in die Zukunft.

Bei der Frauenkirche geht es um viel mehr als um das bloße Wiedererrichten einer Kirche. Das zeigt sich besonders an der einzigartigen, weltweiten Spendenbereitschaft, durch die allein der Aufbau möglich wurde. Dieser Bau wurde von vielen Menschen begleitet. Das Engagement zeigt, welch eine Symbolwirkung und Ausstrahlung die Frauenkirche hat. Deutschlandweit und weltweit wurde sie für viele Menschen zu einem besonderen Anliegen.

Es gab viele Etappen und Höhepunkte, welche die mehrjährige Bauphase prägten: Im Februar 2000 empfing Landesbischof Volker Kreß aus den Händen des Herzogs von Kent das Turmkreuz. Der britische Förderverein für den Wiederaufbau der Frauenkirche, Dresden Trust, hatte das Kreuz in Auftrag gegeben und gestiftet. Der Silberschmied des Kreuzes, Alan Smith, ist der Sohn eines britischen Bomberpiloten.

Am 22. Juni 2004 konnte mit dem Aufsetzen der Turmhaube und des Turmkreuzes der äußere Bau abgeschlossen werden. Von diesem Zeitpunkt an konzentrierte sich die Bautätigkeit auf den Innenraum, auf umfangreiche handwerkliche und künstlerische Arbeiten. Die Arbeiten am Altar schritten voran, der Einbau der Orgel begann im April 2005.

Zu beobachten, wie das Gotteshaus wieder entstand, wie ein Bau von europäischem Rang in die Stadt zurückkehrte, war für viele ein anrührendes Erlebnis. Die große Wegstrecke ist geschafft, die letzte Etappe – die Weihe der Kirche am Reformationstag – rückt immer näher.

Läuft man über den Neumarkt, so trifft man vor allem auf viele Besucher und Touristen, die sich von der Frauenkirche wie einem Magneten anziehen lassen. Ein Ehepaar aus Köln erinnert sich an seinen ersten Besuch vor vielen Jahren. Damals war die Frauenkirche noch eine Ruine, heute ist es „wie ein Wunder, daß sie wieder steht.“ Sie selber hätten natürlich nicht so eine emotionale Beziehung zu dieser Kirche wie die Dresdner. Insofern sei für sie der Wiederaufbau auch nicht so präsent gewesen. „Aber ungeheuer beeindruckend ist das schon, was hier passiert ist.“

Beeindruckt sind auch die Dresdner, obwohl sie die Wiederaufbau ihrer Kirche nun schon über Jahre begleitet.

Eine ältere Dresdenerin erinnert sich an die lange Zeitspanne, da der Neumarkt noch von der Kirchenruine geprägt wurde. Vor ihrem inneren Auge sieht sie noch „die vielen Steine der Ruine, in deren Mitte Birken wuchsen.“ Nein, vorgestellt hätte sie es sich nicht, daß sich aus der Ruine einmal wieder die Frauenkirche erheben würde. „Nein, das geht über jede Vorstellung hinaus.“

Bei älteren Menschen erwachen beim Stichwort Frauenkirche sofort die Erinnerungen an das Kriegsgeschehen und die Städtezerstörungen durch die Bombenangriffe.

Ein älterer Hamburger hat die Bombenangriffe in seiner norddeutschen Heimatstadt miterlebt. Mit der Erinnerung kommen die Tränen. Die Kirche sei eine geistige Wurzel, die wichtig für die Menschen ist.

„Heute wieder vor der Frauenkirche zu stehen, bei Führungen durch die Unterkirche zu laufen – fast kann ich das gar nicht begreifen.“ Das Besondere sei die Versöhnung, die hier sichtbar werde. Schließlich ist die Frauenkirche auch mit internationaler Hilfe wiedererrichtet worden.

Spenderkreise im In- und Ausland sammelten die Millionen für den Wiederaufbau. Vor diesem versöhnlichen Hintergrund ist für den Hamburger der Besuch der Frauenkirche in Dresden „wie eine Wallfahrt“. Und man spürt, daß hinter seinen Sätzen eine tiefe Dimension an Erleben, an Schmerz aber auch an Glauben und Hoffen steht. Er werde anläßlich der Weihe zwar nicht extra nach Dresden reisen, „aber auf weitere Besuche und Konzerte in der Frauenkirche freue ich mich schon“.

Für die Dresdener ist es klar, daß sie die Weihe ihrer Frauenkirche mitverfolgen werden. In der Kirche selbst sind die Plätze zwar reserviert, aber es finden Übertragungen statt. Im Anschluß an die Weihe werden die Türen zur Besichtigung geöffnet.

Am Reformationstag und an den folgenden Festtagen wird die Frauenkirche im Mittelpunkt stehen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland wird man an diesem Tag von Dresden und seiner Kirche hören. Die große Zerstörung Dresdens und seines Wahrzeichens ist nicht das Ende geblieben. Mit dem Wiederaufbau wurde die Sinnlosigkeit der Zerstörung überwunden. Ein Mahnmal bleibt das Gotteshaus dennoch.

Der Einsatz unzähliger Menschen hat sich gelohnt. Wer heute nach Dresden kommt, den grüßt wieder die „steinerne Glocke“, die Kuppel der Frauenkirche.

Foto: Ullstein

Am 15. Februar 1945 zerbarst die mächtige Kuppel

Ruf aus Dresden fand Widerhall

Heilen ist besser als Wunden offen halten.“ Diese Worte des sächsischen Landesbischofs Dr. Johannes Hempel (von 1972 bis 1994 im Amt) nahmen sich Menschen weltweit zu Herzen. Nachdem schon zu DDR-Zeiten engagierte Bürger ein Schleifen der Ruine verhindert hatten, kam es 1994 nach dem „Ruf aus Dresden“ nach einigem Meinungsstreit und Richtungskämpfen zur Gründung der „Stiftung Frauenkirche Dresden“. Weltweit hat die Fördergesellschaft 13 000 Mitglieder, die die 179,7 Millionen Euro für den Wiederaufbau gespendet und gesammelt haben.



Fotos: (2) Dresdner Frauenkirche

1994 begann der Wiederaufbau des Gotteshauses

Preußisches Opfer einer Bonner Intrige

Vier-Sterne-General a. D. Günter Kießling: Auch zu seinem 80. Geburtstag sind die Wunden kaum verheilt

Von CLEMENS RANGE

Der Alte Fritz wäre stolz auf diesen General gewesen, denn wie kaum ein anderer verkörpert er die preußischen Ideale. Die Bundeswehr hingegen tat sich schwer mit ihm – war er doch so ganz unzeitgemäß. Am kommenden Donnerstag feiert General Dr. Günter Kießling, der 1984 unfreiwillig für bundesweite Schlagzeilen sorgte und die Regierung Kohl in eine Krise stürzte, seinen 80. Geburtstag.

Günter Kießlings militärischer Werdegang war in der Bundeswehr einzigartig. Er wurde am 20. Oktober 1925 in Frankfurt / Oder als Sohn eines Werkmeisters geboren, wuchs in Berlin auf und besuchte dort die Volksschule. Bereits 1940 wurde er in die Unteroffizierschule Dresden aufgenommen und trug somit schon als 14jähriger Wehrmachtsuniform. Das Kriegsende erlebte Kießling als mit dem EK I ausgezeichneter Tapferkeits-Leutnant.

Der einstige Frontsoldat Kießling schlug sich als Bauhilfsarbeiter durch, machte nebenbei auf einem Abendgymnasium sein Abitur, und trat in den Bundesgrenzschutz ein. In seiner wachfreien Zeit studierte er Wirtschaftswissenschaften, promovierte zum Doctor rerum politicarum und wechselte 1956 als Oberleutnant in die neuaufgestellte Bundeswehr. Dort absolvierte der passionierte Soldat eine Bilderbuchkarriere: Er durchlief Truppen- und Stabsverwendungen erfolgreich, wurde mit 45 Jahren einer der jüngsten Brigadegenerale und stieg auf zum Vier-Sterne-General, dem höchsten Dienstgrad in der Bundeswehr.

Laufbahn, Lebensweise und Sprache unterschieden den Junggesellen merklich von manchen Kameraden. Er lebte in nahezu spartanischer Einfachheit, war



1940: Kießling als Unteroffiziersschüler

äußerst sparsam und legte auf Äußerlichkeiten keinen besonderen Wert. Gesellschaftlicher Trubel stieß ihn ab. Das Gespräch im kleinen Kreis war eher die Sache des überaus belesenen Generals mit der klaren Sprache.

Verteidigungsminister Hans Apel (SPD) hatte den überzeugten Preußen im Nato-Stabsquartier Shape in Mons nominiert. Noch bevor General Kießling am 1. April 1982 in dem obersten militärischen Führungsstab der Nato seinen Dienst als einer der beiden Stellvertreter des amerikanischen Oberbefehlshabers antrat, kursierten bei Shape schon Gerüchte. Sie deuteten darauf hin, daß hier möglicherweise eine Intrige gesponnen wurde. Nichtsahnend löste Kießling als deutscher Stellvertreter des amerikanischen Oberbefehlshabers Bernard Rogers Admiral Günter Luther ab,



Fotos (3): pa (1), privat (2)

Abschied: General Kießling (l.) und Bundesverteidigungsminister Manfred Wörner beim Großen Zapfenstreich

der Shape höchst unbefriedigt verließ. Rogers übertrug Kießling das Aufgabenpaket Nachschubplanung, Infrastruktur, Zivilschutz sowie „Elektronische Kampfführung“. Es lag nahe, daß General Kießling sich alsbald darüber beklagte, keine seinen eigentlichen Befähigungen entsprechenden militärischen Aufgaben übertragen erhalten zu haben. Sachliche Meinungsverschiedenheiten zwischen Rogers und Kießling führten zu persönlichen Spannungen, die nicht zuletzt auch in dem divergierenden Autoritätsverständnis beider Generale ihren Ursprung hatten.

Die Verstimmung nahm noch erheblich zu, als die beiden auch in den Grundfragen der Allianz-Strategie aneinander gerieten. Denn Kießling war selbstverständlich darauf bedacht, den im Falle eines Krieges in Deutschland zu erwartenden Schaden so gering wie möglich zu halten. Deshalb sprach er sich gegen den Einsatz der nuklearen Kurzstreckenraketen und atomaren Gefechtsfeldartillerie aus. Der deutsch-national eingestellte General Kießling bemängelte weiter, daß alle wichtigen strategischen und operativen Entscheidungen, die auch Deutschland betreffen, der amerikanische Oberbefehlshaber allein mit seinem amerikanischen Chef des Stabes – ebenfalls ein „Vier-Sterne-General“ – fällte.

Unterdessen versuchte General Rogers mehrfach, Bonn zur Abberufung des ungeliebten Stellvertreters zu bewegen. So gab es bald Gerüchte, Kießling habe sich bemüht, Generalinspekteur zu werden. Mit dem Bonner Regierungswechsel im Oktober 1982 wurde Manfred Wörner (CDU), den Kießling seit vielen Jahren beraten und mit dem er auch das Zerwürfnis mit Rogers erörtert hatte, Verteidigungsminister. Doch plötzlich hatte Wörner für seinen einstigen Vertrauten keine Zeit mehr. Enttäuscht und zunehmend isoliert bat Kießling schließlich den Minister um seine vorzeitige Versetzung in den Ruhestand. Kießling strebte nun eine akademische Laufbahn an.

Eine Mitteilung des Militärischen Abschirmdienstes (MAD) an Wörner veränderte dann im September 1983 die Lage radikal: Darin wurden dem General homosexuelle Beziehungen unterstellt. Am 15. September wurde Kießling nach Bonn zitiert. Generalinspekteur Wolfgang Altenburg konfrontierte Kießling mit den Vorwürfen. Dieser bestand jedoch auf ein Gespräch mit dem Minister, denn dieser war sein unmittelbarer Vorgesetzter. Auch gegenüber Wörner wies Kießling alle Beschuldigungen energisch zurück und gab sein Ehrenwort. Wörner indes ignorierte die Ausführungen; Kießling resignierte. Dann vereinbarte man, Kießling werde sich krank melden und zum 31. März 1984 vorzeitig pensioniert. Der General bestand aber darauf, den Fall aufzuklären, was wiederum Wörner nicht recht war, da er jede unangenehme Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit vermeiden wollte.

Ein weiteres Geheimdossier des MAD vereitelte diese Abmachung. Die alten Beschuldigungen wurden nicht nur aufrechterhalten, sondern nunmehr ausgedehnt, daß es „zwingend geboten“ sei, Kießling sogar die Sicherheitsbescheide zu entziehen, um dem General den Zugang zu Verschlußsachen zu verwehren. General Dr. Kießling wurde als „Sicherheitsrisiko“ eingestuft.

Wörner sah sich daraufhin zum sofortigen Handeln veranlaßt. Nur das Nächstliegende tat er nicht: Mit Kießling noch einmal zu sprechen. Statt dessen ließ er ihm durch seinen Staatssekretär mitteilen, er möge sich am 23. Dezember in Bonn zur Entgegennahme der Entlassungsurkunde einfinden. Kießling verwahrte sich vehement gegen die ihm mitgeteilte Begründung für seine Entlassung und bat, der Minister möge ihm, wenn schon früher als verabredet, die Urkunde selbst aushändigen. Wörner indes befand sich an jenem Tag in Hamburg auf einem Geburtstagsempfang von Helmut Schmidt. Und so wurde am 23. Dezember 1983 dem derart Verdächtigten durch den Hardthöhen-Staatssekretär Hiehle die Entlassungsurkunde in recht befremdlicher Form ausgehändigt. Der General nahm die Urkunde in Empfang, überreichte Hiehle ein Schreiben, mit dem er die Einleitung eines disziplinargerichtlichen Verfahrens gegen sich selbst beantragte und verließ wortlos den Raum.

Das Schicksal nahm seinen Lauf, denn niemand durfte die Illusion haben, man könne einen General „lautlos“ verabschieden. Schon am 5. Januar 1984 berichtete die „Süddeutsche Zeitung“ über die Affäre Kießling, die sich rasch zu einem Fall Wörner und sogar zu einer Kabinettskrise entwickelte. Vergleiche wurden laut, die in Obskurität und Stil eine fatale Ähnlichkeit zum Fritsch-Fall von 1938 erkennen ließen.

Kießling meldete sich nun zu Wort, bestritt öffentlich die seitens der Hardthöhe vorgebrachten Anschuldigungen und setzte sich mit rechtlichen Mitteln zur Wehr. Mehrere Wochen sah er sich entwürdigenden Spekulationen, Diffamierungen und sonderbaren Gerüchten in der Öffentlichkeit ausgesetzt, bis sich die „Affäre Kießling“ zu einem skandalösen „Fall Wörner“ wandelte.

Denn als bereits berechtigte Zweifel an der Zuverlässigkeit der MAD-Ermittlungen und ihrer Minister-Bewertungen aufgekommen waren, stellte Wörner seinerseits Recherchen an. So führte er mit dem skandalumwitterten Autor schweizerischer Homosexuellen-Zeitschriften, Alexander Ziegler, persönlich ein Gespräch, offenbar in der Hoffnung, von diesem schlüssige „Beweise“ für die Richtigkeit seiner Anschuldigungen zu erhalten. Die „Beweise“ wurden jedoch nicht erbracht. Einige couragierte pensionierte Generale kritisierten daraufhin in einer öffentlichen Erklärung Wörner und schrieben: „Wir empfinden es als unerträglich, daß bei den Vorgängen im Fall Wörner-Kießling den Äußerungen von Personen eines zweifelhaften Milieus offenbar mehr Glauben geschenkt wird als dem Wort eines bewährten Mannes.“

Mehr und mehr erwiesen sich die MAD-Papiere als völlig haltlos. Wörners Argumentationsgebäude brach wie ein Kartenhaus zusammen. Er zog die Konsequenzen daraus und reichte seinen Rücktritt ein. Doch Bundeskanzler Helmut Kohl hielt trotz des offenkundigen Fehlverhaltens an ihm fest und lehnte Wörners Gesuch ab. Der Bundeswehr stand nun allerdings ein Minister vor, der zwar mit großen Erwartungen und freudig von der Truppe empfangen worden war, dessen Ansehen bei den Soldaten und dessen Durchsetzungsvermögen im Kabinett fortan aber äußerst gering waren.

Für die MAD-Spitze wurde der Fall zum Tribunal und führte zu Konsequenzen. Staatssekretär Hiehle, der die Aufsicht über den Dienst hatte, schied zum 1. März 1984 aus. MAD-Chef Brigadegeneral Helmut Behrendt wurde nach dem dilettantischen Vorgehen seiner Behörde abgelöst und zum 30. September 1984 pensioniert. Volle gesellschaftliche Rehabilitierung erlangte Kießling, als einer der bedeutendsten deutschen Boulevard-Journalisten, Udo Röbel, aufdeckte, daß der General Opfer einer Doppelgänger-Intrige aus dem Kölner Milieu geworden war.

Der zu Unrecht beschuldigte General Kießling wurde am 1. Februar formell „reaktiviert“ und seinem Wunsch gemäß zum 31. März 1984 vorzeitig verabschiedet. Nicht in Bonn, sondern bei „seinem“ Bataillon in Neustadt wurde der rehabilitierte General mit allen militärischen Ehren verabschiedet, ohne aber das für ausscheidende Generale fast obligatorische Große Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband verliehen zu bekommen. Der General mit der friderizianischen Gesinnung wünschte sich für den Großen Zapfenstreich das Lied: „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand / dir, Land voll Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland!“

In Rendsburg wählte General a. D. Kießling 1987 seinen Wohnsitz. Dr. Kießling, dem die Universität Nürnberg einen Lehrauftrag für „Betriebswirtschaftslehre der Streitkräfte“ erteilte, engagierte sich leidenschaftlich für die Wiedervereinigung Deutschlands.

Mit seinem Anfang 1989 erschienenen Buch „Neutralität ist kein Verrat“ legte er den Entwurf einer europäischen Friedensordnung vor, der durch die



1982: Kießling als Vier-Sterne-General

revolutionären Ereignisse vom November 1989 in der DDR überaus aktuell wurde. Im Sommer 1990 unterbreitete er mit seinem Buch „Nato – Oder – Elbe“ konkrete Vorschläge für ein gesamteuropäisches Sicherheitssystem.

Seine 1993 erschienene Autobiographie „Versäumter Widerspruch“ zeichnete einen außergewöhnlich Soldatenweg in einem schwierigen Vaterland nach. Erst 1994 kam es zwischen Kießling und dem nunmehrigen Nato-Generalsekretär Wörner zur Versöhnung.

Der General a. D. hat seitdem alle Vorwürfe gegen den damaligen Bundesverteidigungsminister Wörner, der am 13. August 1994 einem Krebsleiden erlag, unterlassen und stets betont, die Verantwortung für den Skandal von 1984 trüge der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl.

Wie schon seinen 70. und 75. Geburtstag feiert General a. D. Günter Kießling die Vollendung seines 80. Lebensjahres im Kameradenkreis seiner alten Garnisonstadt Neustadt, wo er zwei Jahre Kommandeur des Panzergrenadierbataillons 62 war.

ZUR PERSON

1925: Geboren in Frankfurt / Oder
1940: Unteroffiziervorschüler der Wehrmacht
1945: Leutnant der Infanterie
1954: Diplom-Volkswirt, Dr. rer. pol.
1954: Eintritt in den Bundesgrenzschutz (BGS)
1956: Übernahme in die Bundeswehr als Oberleutnant
1967: Kommandeur des Panzergrenadierbataillons 62
1970: Kommandeur der Panzerbrigade 15
1971: Brigadegeneral
1976: Generalmajor und Kommandeur der 10. Panzerdivision
1977: Stellvertretender Abteilungsleiter Personal im Verteidigungsministerium
1979: Generalleutnant, Befehlshaber der Alliierten Landstreitkräfte in Schleswig-Holstein und Jütland
1982: General, Stellvertretender Oberbefehlshaber der Nato-Streitkräfte in Europa
1983: „Lautlose“ Entlassung / Wörner-Kießling-Affäre
1984: „Reaktivierung“ und vorzeitige Verabschiedung aus dem Dienst als Vier-Sterne-General

Der Druck wächst

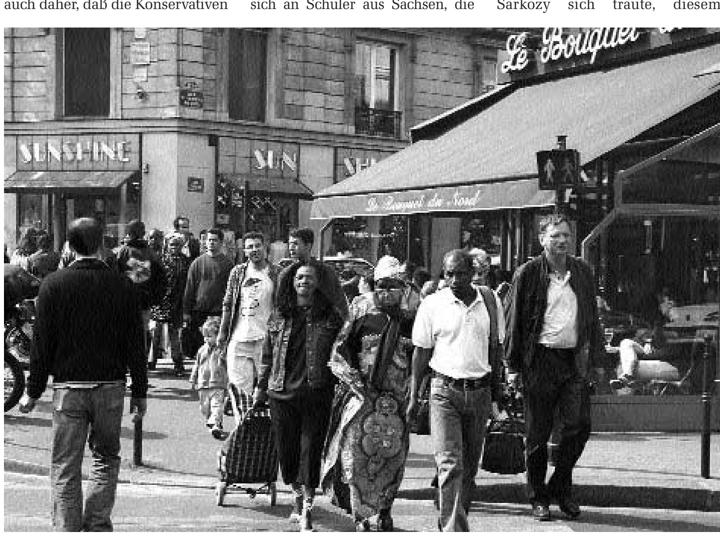
Frankreich kann die Zuwanderung aus Afrika kaum noch verdauen

Von Jean-Paul Picaper

Frankreich kann nicht das ganze Elend der Welt aufnehmen", sagte einmal der französische Premierminister Michel Rocard, ein Sozialist. Es war Ende der 80er Jahre. Ein frommes Wort ... Inzwischen hat sich die Schleuse geöffnet. Schwarzafrikaner, Nordafrikaner, Vietnamesen und Chinesen sind längst da. Letztere machen am wenigsten Schwierigkeiten, aber sie lieferten vor wenigen Jahren das größte Kontingent von Zuwanderern. Nun scheint die Waage sich wieder in Richtung des schwarzen Kontinents zu neigen. Fährt man zum Ostbahnhof oder zum Montmartre durch den 20. Bezirk von Paris, könnte man meinen, man sei in Ouagadougou oder Conakry gelandet. Kein einziger Europäer, alles Schwarzafrikaner und deren Cafés, Afro-Look-Friseure und Läden. Viele Männer, aber auch Frauen schweifen auf den Bürgersteigen umher, wohl arbeitslos. Bei aller Liebe zu unseren schwarzen Brüdern und Schwestern, die häufig hilfreich und freundlich sind, deren Mädchen gerade der zweiten Generation sich adrett kleiden, wie wir französisch sprechen und durchaus verdienen, qualifizerte Berufe zu bekleiden, stellen sich viele Landsleute die Frage nach der französischen Identität. Manche haben Angst. Manche werden wütend und aggressiv.

Wären in der gleichen Woche nicht die großen Streiks der Linksgewerkschaft CGT und der gewerkschaftlich-korsische Aufstand wegen der Privatisierung der Fährgesellschaft SNCM gewesen, um davon abzulenken, hätte die Menschenflut, die gegen die Zäune von Melilla prallte, in Frankeich große Sorgen ausgelöst. Aber die Franzosen sind sehr regierungsfixiert. Sie motzen und demonstrieren, aber sie folgen letzten Endes dem von oben herab dekretierten Haupttrend. Trotz aller Beteuerungen, man treffe Maßnahmen gegen die illegale Einwanderung und die „untergetauchten Zuwanderer" (eine fluktuierende Zahl – niedrig geschätzt zwischen 200 000 und 400 000), die als Beruhigungspillen dienen, kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, daß der Staatspräsident und seine Getreuen bewußt aus dem überschwellenden afrikanischen Bevölkerungsreservoir mit vollen Händen schöpfen, um aus Frankreich auf längere Sicht eine europäische Großmacht zu machen. Ein weiteres Loch in der Barriere rührt auch daher, daß die Konservativen Angst davor haben, als Rassisten verhöhnt zu werden. Unter den Sozialisten Mitterrands war die Abwehr gegen die Überflutung wenn nicht effektiver, so doch leichter zu handhaben.

Stimmt, Frankreich hat die höchste Geburtenrate Europas. Fragt sich nur, welche Gruppen sich da vermehren. „Wir werden Europa zurückerobern", sagte einmal ein hoher algerischer Politiker, „mit dem Bauch unserer Frauen". Um eine ethnisch fremde Bevölkerung genetisch zu verdauen, braucht ein Volk etwa 500 Jahre, erklärte dem Verfasser dieser Zeilen einmal der große französische Anthropologe und Paläontologe Professor Yves Coppens. Aber die Zuwanderer dürfen eine kritische Masse nicht überschreiten. Wann wird dieser kritische Punkt überschritten werden? Wann wird Frankeich mohammedanisch oder ... schwarz? Zumal dieses Erbe aus der Kolonialzeit nicht von heute stammt. Im Jahre 1990 wurden Schulklassen aus der noch bestehenden, befreiten DDR nach Frankreich eingeladen, damit die Kinder Westeuropa kennenlernen. Der Verfasser dieses Beitrags erinnert sich an Schüler aus Sachsen, die auf dem Bahnsteig im Pariser Nordbahnhof von ihren französischen Mitschülern empfangen wurden. Da sagte ein deutscher Schüler ganz unbefangen seiner Lehrerin: „Ich wußte ja nicht, daß die Franzosen schwarz sind."



Passanten aus allen Nationen: In Paris gibt es Stadtviertel fast ohne einheimische Bewohner

Foto: Lüdecke

Zum demographischen Druck kommt zunehmend der kulturelle Druck hinzu. Denn die Zuwanderer aus Nord- und Zentralafrika kommen nicht nur nach Frankreich. Sie transportieren Afrika nach Frankreich und leben dort nach ihren Bräuchen, bringen ihre Kleidung, Eßsitten, Sprachen, die Vielweiberei und bei den Moslems die Religion mit, die jetzt schon die zweitgrößte Religion in Frankreich ist und weiter wächst. Die berühmte Assimilationspolitik Frankreichs – die sich dadurch von der deutschen oder niederländischen multikulturellen Gesellschaft zu unterscheiden anstrebte, daß sie die Fremden zu Franzosen machen wollte – ist ebenfalls im Begriff zu scheitern. Wir wollen hier nicht von den „Cités", also von den Vororten reden, die zu betreten sich Verwaltung und Polizei nicht mehr trauten, bis der energische Innenminister Nicolas Sarkozy sich traute, diesem Unrechtszustand ein Ende zu setzen. Aber das Bildungsniveau sackt dort ab, wo diese wunderschönen, lieben Kinder direkt aus unterentwickelten Regionen in die moderne Zivilisation transportiert werden. Ganz abgesehen von ihrer Unkenntnis der französischen Sprache wissen viele nicht einmal, daß man in der Klasse sitzen und zuhören muß, um etwas zu lernen. Sie stehen auf und gehen ... kommen später wieder ... vielleicht.

Es scheint, daß die Schwarzen neuerdings die Algerier und Marokkaner an Zahl überbieten. Wäre nicht die Hautfarbe, die diesen Harlem-Eindruck erzeugt, würde man sich allerdings bei ihnen nicht so fremd fühlen wie in den moslemischen Bezirken, wo die Frauen mit Kopftuch schüchtern durch die Straßen schleichen, wo nur Männer in den Cafés sitzen und wo insbesondere in Marseilles, Perpignan und sonstigen südlichen Städten zu bestimmten Uhrzeiten der Asphalt unter lauter Köpfen, Rücken und Beinen von knienden Moslems verschwindet. Das erste Gesetz eines Staates sollte sein, daß alle seine Gepflogenheiten und Gesetze respektieren. Das ist besonders bei den Moslems bei weitem nicht der Fall. Die Schwarzafrikaner hingegen haben wegen ihrer Neigung zum Feiern und zur Gemütlichkeit eine gewisse Seelenverwandschaft mit den Franzosen.

Aber es gibt solche und andere. Die Leute von den Karibikinseln Martinique, Guadeloupe und anderen französischen Überseegebieten sind echte Franzosen und wollen nicht mit den Afrikanern verwechselt werden. Allerdings fangen bei ihnen auch die Probleme an. In der französischen Karibik und auf Mayotte im Indischen Ozean nimmt der Zuwanderungsdruck von anderen Gebieten so stark zu, daß die Regierung jetzt erwägt, das französische Recht der automatischen Aneignung der Staatsangehörigkeit durch die Geburt auf französischem Territorium zu reformieren und das Recht, durch die Eltern Franzose zu sein, zu verstärken.

Im Mai dieses Jahres fuhr der Autor dieser Zeilen einmal spät abends von der Pariser Mitte mit der S-Bahn (dem RER) zum Parc Montsouris im Süden der Hauptstadt. Er war unter vielen Menschen der einzige Europäer im Zugwagen. Das erinnerte an einen in Frankreich recht bekannten Witz: Ein Franzose fährt mit der Pariser Metro und befindet sich in einem Abteil, wo nur Afrikaner sitzen und stehen. Plötzlich sieht er einen weißen Menschen am anderen Ende des Abteils. Ergeht auf ihn zu, streck ihm die Hand aus und sagt: „Mr. Livingstone, nehme ich an?"

Jean-Paul Picaper, langjähriger Deutschland-Korrespondent der französischen Zeitung „Le Figaro", ist heute Berliner Korrespondent von „Valeurs Actuelles" und „Politique Internationale". sowie Chefredakteur des deutsch-französischen Internetmagazins www.glacis.org.

MELDUNGEN

Deutsche wollen Kroatien in die EU aufnehmen

Hamburg – Fast drei Viertel der Deutschen wünschen einen EU-Beirtitt Kroatiens. Bei einer Umfrage von TNS Infratest im Auftrag des Magazins „Spiegel" sprachen sich 72 Prozent für die Aufnahme des südmitteleuropäischen Landes aus, 21 Prozent votierten dagegen. Bei jüngsten Umfragen zu einem möglichen EU-Beitritt der Türkei hingegen überwog die Ablehnung.

»Nobelpreis ruiniert«

Stockholm – Nobelpreis-Juror Knut Ahnlund hat seinen Austritt aus der Schwedischen Akademie verkündet, die den Nobelpreisträger für Literatur kürt. Als Grund nannte der 82jährige Literaturprofessor die Zuerkennung des Literatur-Nobelpreises an Elfriede Jelinek vor einem Jahr.

Das Burgenland wählte links

Wien – Auch im wirtschaftlich schwächsten und bevölkerungsmäßig kleinsten Bundesland Österreichs brachten die Landtagswahlen eine Linksverschiebung, wenngleich nicht so ausgeprägt wie eine Woche zuvor in der Steiermark. Die SPÖ baute durch Zugewinn von 5,7 Prozentpunkten ihre relative Mehrheit zu einer absoluten Mehrheit von 52,2 Prozent an Stimmen und 19 von 36 Mandaten aus. Die ÖVP legte leicht zu und verbleibt bei 13 Sitzen. Die FPÖ verlor die Hälfte ihrer Wählerstimmen, verteidigte aber die dritte Stelle und behält zwei Mandate. Die Grünen hatten wie in der Steiermark leichte Verluste zu verzeichnen und bleiben bei ihren zwei Mandaten. Jörg Haiders neue Partei, die BZÖ (Bündnis Zukunft Österreich), war nicht angetreten, und Splittergruppen blieben unter der Wahrnehmungsgrenze. Rückwirkungen auf die Bundespolitik sind nicht zu erwarten, aber alles blickt jetzt mit Spannung auf die Wiener Wahlen am 23. Oktober. *RGK*

Gegen Berlin und Moskau

Stichwahl des polnischen Präsidenten am 23. Oktober: Lech Kaczynski läßt seinem Ultranationialismus freien Lauf

Von Friedrich Nolopp

Mit antirussischen und antideutschen Parolen in die Stichwahl – so schien das Motto eines der beiden siegreichen Kandidaten für den ersten Durchgang der polnischen Präsidentschaftswahlen zu lauten: Lech Kaczynski. Er wetterte wegen der Unterzeichnung der Verträge für ein deutsch-russisches Pipeline-Projekt, das Warschaus Hoheitsgebiet gar nicht berühren wird, gleichermaßen gegen Moskau und Berlin. Sein Herausforderer bei der kommenden Stichwahl, Donald Tusk, gab sich gemäßigter.

Der neuerliche Wahlgang ist nötig, weil vergangenen Sonntag keiner der zwölf Kandidaten die absolute Mehrheit errungen hat. Die beiden Bewerber mit den meisten Stimmen treten nach dem polnischen Wahlgesetz zwei Wochen später in einer Stichwahl gegeneinander an.

Der Kandidat der rechtsliberalen Bürgerplattform (PO), Donald Tusk, lag mit 36,3 Prozent knapp vor dem bisherigen Warschauer Bürgermeister Lech Kaczynski von der nationalpolnischen Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS), auf den 33,1 Prozent entfielen. Auf Platz drei landete der ultra-linke Populist und Schrecken der Finanzmärkte, Andrzej Lepper, mit 15,6 Prozent.

Die Wahlbeteiligung war mit 49,6 Prozent fast zehn Prozentpunkte höher als bei den Parlamentswahlen am 25. September, blieb aber weit unter der Beteiligung von 62 Prozent bei den Präsidentenwahlen 2000.

Der Wahlausgang unterstreicht den Rechtsruck beim EU-Neumitglied Polen nach einer jahrelangen von Skandalen erschütterten Regierungszeit der Linken. Dieser war bereits bei der Parlamentswahl Ende September deutlich geworden. Damals siegte die PiS knapp vor der PO. Sie wollen eine Koalition bilden.

Doch die Gespräche über die Regierungsbildung verzögerten sich wegen der Rivalität Tusks und Kaczynskis im Präsidentenwahlkampf. Dies dürfte sich auch in den nächsten beiden Wochen fortsetzen: Beide Parteien kündigten an, bis zur Stichwahl werde es in der Koalitionsfrage keine Einigung geben.

Lech Kaczynski vertritt eine ultranationale Außen- und eine eher linke Sozialpolitik. Der Staat soll sich seinem Willen zufolge stärker bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit von derzeit offiziell 18 Prozent engagieren. Der 56jährige Jurist ist der Zwillingsbruder des PiS-Vorsitzenden Jaroslaw Kaczynski, der zurzeit mit Tusks Bürgerplattform über die Bildung einer Regierungskoalition verhandelt.

Keinen Kontakt zu deutschen Politikern – und stolz darauf

Für das deutsch-polnische Verhältnis bedeuten die Wahlerfolge der PiS nichts Gutes. Noch vor einigen Monaten sprach Jaroslaw Kaczynski im Sejm, dem polnischen Parlament, von einer Bedrohung, die von Deutschland ausgehe. Von Spitzeln in deutschen Diensten war sogar die Rede. Das Leiden Polens unter dem nationalsozialistischen Deutschland und der kommunistischen UdSSR wird von den beiden Kaczynskis stets aufs Neue heraufbeschworen, wenn es gilt, nationale Positionen zu betonen.

Für Präsidentschaftskandidat Lech Kaczynski gilt Deutschland neben Rußland sogar als die „größte Gefahr" für Polen. Einmal brüstete er sich öffentlich damit, keine Kontakte zu deutschen Politikern zu unterhalten. Das ist keine bloße Rhetorik. Der Anwärter auf das höchste Staatsamt zeigte zuletzt tatsächlich kein Interesse an einem solchen Treffen. Das Angebot von Bundespräsident Horst Köhler, mit ihm (als dem amtierenden Bürgermeister der Hauptstadt Warschau) während seines Polenbesuchs vor einem Monat zu sprechen, ließ Lech Kaczynski einfach unbeantwortet.

„Die deutsch-polnischen Beziehungen waren nie normal. Vor lauter Versöhnung mit den Deutschen haben wir Polen uns in den zurückliegenden 15 Jahren zu nützlichen Idioten machen lassen", erklärte Bruder Jaroslaw in einer Parlamentsdebatte vergangenes Jahr, in der es um die von seiner Partei eingebrachte Resolution über Reparationsforderungen an Deutschland ging.

Kaczynskis antideutsche Parolen kommen dort besonders gut an, wo wenig Kontakt zu Deutschen besteht. In Regionen wie Schlesien, Hinterpommern, Ost- und Westpreußen hingegen siegte der gemäßigtere Tusk schon beim ersten Wahlgang mit über 50 Prozent. In jenen Gebieten also, wo insbesondere die häufigen Besuche deutscher Heimatvertriebener einen regen Austausch zwischen Polen und Deutschen gewährleisten, verfangen die Tiraden gegen den westlichen Nachbarn weit weniger als beim polnischen Durchschnitt.

Ihre antirussischen Gefühle artikulieren viele Polen alljährlichen beim Gedenken an die Schlacht vor den Toren Warschaus im August 1920, als sie die Rote Armee besiegten. Selbst der als gemäßigt geltende Staatspräsident Kwasniewski hielt bei dem Gedenken, das erst Mitte der 90er Jahre eingeführt wurde, stets eine Ansprache, bei der er aber nie erwähnte, daß der damalige starke Mann Polens, Marschall Jozef Pilsudski, den Krieg mit Rußland mit einem klassischen Angriffs- und Eroberungsfeldzug begonnen hatte.

Sollten die Kaczynski-Brüder neben ihrem bestimmenden Einfluß in der künftigen Regierungspartei PiS auch das Präsidentenamt erobern, droht eine außenpolitische Eiszeit rund um Polen. Allein zu den USA wünscht sich der ultranationalistische Kandidat gute Beziehungen, die er im angeblich notwenigen Ringen mit Polens unmittelbaren Nachbarn nutzbar machen will. Donald Tusk hingegen will ein anderes Zeichen setzten und seine ersten Auslandsreisen nach Brüssel und Berlin unternehmen.

Türken siegen über Wien

Von Klaus Rainer Röhl

Im Jahre 1529 erschienen die Türken zum ersten Mal vor Wien, wurden aber abgeschlagen. Wien hielt der Belagerung stand. Unter seinem Verteidiger Graf Salm. Seit dem 3. Oktober 2005 sind die Türken nicht mehr vor Wien, sondern in Wien. Kein Geringerer als der österreichische Bundeskanzler Wolfgang Schüssel öffnete ihnen die Tore zu Europa. Eine amerikanische Außenministerin von Bushs Gnaden machte es, durch massiven Druck und Erpressung der Verhandlungspartner, möglich. Trotz der Ablehnung des Türkei-Beitritts durch die offenkundige Mehrheit der Völker Europas. Nach jahrelangem Hikkhack soll nun, handstreichartig, das 70-Millionen-Volk der Türken, deren muslimische Religion ausdrücklich die Zwangsbekehrung Andersdenkender befiehlt, Vollmitglied im christlich-abendländischen Europa werden. Machen wir uns nichts vor: Der vielgerühmte „Einwanderungsstop" ist eine zeitlich begrenzte, eines Tages zu vernachlässigende Farce: Der Traum des Dichters Günter Grass, in Lübeck aus dem Dom oder einer anderen christlichen Kirche eine Moschee zu machen wie einst die weltberühmte Hagia Sophia in Konstantinopel, wird dann keine belächelte Marotte mehr sein. Sondern nahe Wirklichkeit.

Türken als Mitglieder der europäischen Völkergemeinschaft. Ein europäisches Volk? Worauf gründet sich dieser Anspruch?

Die Türken waren kinderreiche Volksstämme im Inneren Asiens, die im 11. Jahrhundert in Kleinasien einfielen. Es war die Zeit, in der Otto I. in Deutschland und Italien viele Klöster und Kirchen baute und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation noch nicht deutsch genannt wurde. In diesem Jahrhundert unterwarfen die Türken Kleinasien und richteten sich dort häuslich ein. Unter den rivalisierenden Stämmen setzten sich die Osmanen schließlich durch. Sie unterwarfen die Vorbesitzer des Landes, Lyker, Lydier, Meder, Armenier, Griechen. Die Türken, seit dem 11. Jahrhundert Muslime geworden, suchten bald weitere Länder zu erobern. Im 14. Jahrhundert überschritten die Türken unter ihrem energischen Sultan Murad I. zum ersten Mal die Dardanellen. Byzanz, nur zögerlich und mangelhaft unterstützt von Kaiser und Papst, hielt noch über ein Jahrhundert lang stand. 1453 fiel Konstantinopel. Das tausendjährige Byzanz, Schutzmacht und Bollwerk christlicher und abendländischer Kultur im Osten, hatte aufgehört zu existieren.

1529 stehen die Türken vor Wien. Die Stadt wird gehalten, doch verliert Kaiser Karl V. einen großen Teil Ungarns. Europa tut sich schwer, eine gemeinsame Strategie gegen die Türken zu finden. Es dauert noch über ein Jahrhundert, bis nach der zweiten erfolglosen Belagerung Wiens 1683 und dem Sieg der vereinigten europäischen Heere am Kahlenberg im gleichen Jahr, Prinz Eugen schließlich am 11. September 1697 bei Zenta das türkische Heer vernichtend schlägt und den Frieden von Karlowitz (1699) erzwingt. Doch behält der Sultan alle seine balkanischen Eroberungen und zwar, und das ist wohl kein Zufall, alle europäischen Provinzen mit orthodoxer Glaubensrichtung: Albanien, Serbien, Rumänien, Griechenland und Bulgarien. Von ihnen werden nur Albanien und Bosnien nachhaltig islamisiert, in den übrigen Gebieten wird das orthodoxe Christentum geduldet, herrscht die türkische Besatzungsmacht, teils mit geschmeidiger Diplomatie, teils mit großer Grausamkeit. Konstantinopel, auf der europäischen Seite des Bosporus, wird als Istanbul die erste türkische Großstadt, türkische Siedler strömen in die zuvor von vielen Griechen verlassene Metropole. Die größte Kirche der Christenheit, die Hagia Sophia, wird zur Moschee und muß sich barbarische Umbauten gefallen lassen, damit der Altar nach Mekka ausgerichtet werden kann. Der europäische Teil von Istanbul und ein vorgelagertes Stück dünnbesiedeltes Bauernland, Ostthrakien bleiben auch türkisch, als die Balkanländer ab 1821, eines nach dem anderen ihre Unabhängigkeit zurückerobern. Die Grenzen werden nach den Balkankriegen und noch einmal 1920 im Vertrag von Sevres festgeschrieben. Die türkischen Ansprüche, zu Europa zu gehören, können sich also auf die Hälfte der Großstadt Istanbul (Gesamteinwohnerzahl elf Millionen und Ostthrakien, zirka 100 000 Bewohner) berufen. Also auf ungefähr fünf bis sechs Millionen Türken, die in Europa wohnen. Der Rest von fast 70 Millionen Türken hängt an diesem europäischen Zipfel, wie der Hund am Schwanz. Dies begründet also den Anspruch des 70-Millionen-Volkes, ein Teil von Europa zu sein. Das wäre ein bißchen so, als wenn Rußland, weil es seit 1945 die Stadt und den Landbezirk Königsberg besetzt hält, jetzt zu Deutschland gehören und vielleicht sogar am Länder-Finanzausgleich teilnehmen wollte.



Foto: pa

Überwältigende Mehrheit: Europaparlamentsabgeordnete stimmen für Beitrittsverhandlungen mit der Türkei

Die Sache ist keineswegs metaphysisch. Und nicht halb so schwierig, wie unsere Massenmedien, von der „FAZ" bis zur linken „taz" uns weismachen wollen. Bundeskanzler Kohl vertrat mit aller Entschiedenheit und vielen guten Gründen die Ansicht, die Türkei gehöre nicht zu Europa. Die voraussichtliche Bundeskanzlerin Merkel wurde nicht zuletzt wegen ihres Versprechens gewählt, der Türkei zwar eine privilegierte Partnerschaft zuzugestehen, sich aber einer Aufnahme der Türkei in die EU zu widersetzen. Hoffentlich bleibt es bei diesem Versprechen, trotz einer möglichen SPD-Vizekanzlerschaft.

Condoleezza Rice hatte gute Gründe, am Tag der Luxemburger Entscheidung rund um die Uhr den österreichischen Bundeskanzler, die europäische Union, den EU-Ratspräsidenten und das EU-Land Zypern unter Druck zu setzen, um der Türkei zu ermöglichen, erst einmal den Fuß in die europäische Tür zu stellen. Es ist der Wunsch des derzeitigen Präsidenten der USA, Bush, das Nato-Land Türkei zu einer modernen islamischen Demokratie zu machen und diese in ein weltweites wirtschaftliches und militärstrategisches Konzept einzubinden, zu dem auch die bereits vorhandene enge Zusammenarbeit der Türkei mit Israel gehört. Ist das ein Grund für uns, das 70-Millionenvolk der Türken in die EU zu holen? Könnte diese Idee des amerikanischen Präsidenten nicht eine ebensolche Schnapsidee sein, wie die, den weltweiten Islam-Terrorismus Bin Ladens ausgerechnet durch eine Invasion des Irak zu bekämpfen?

Das war keine gute Idee. Und nun die neue Idee, die die europäischen Staatsmänner gegen den erklärten Willen ihrer Untertanen durchdrücken sollen: Die Türkei als Bollwerk der Demokratie in einer sich zunehmend radikalisierenden islamischen Welt. Gewissermaßen als demokratischer Brückenkopf im militanten Islamismus. Das jedoch ist eine Wahnidee. Denn: Je ausgeprägter die Demokratie in einem islamischen Land ist, desto stärker wird der militante Islamismus. Das zeigte sich gerade erst im Iran, wie 1991 in Algerien. Wollen wir das?

Recep Tayyip Erdogan kämpft zur Zeit für den Eintritt der Türkei in die EU. Aber er ist keineswegs ein unbeschriebenes Blatt. Er ist der politische Ziehsohn des heute fast 80jährigen Radikal-Islamisten Erbakan, dessen Partei 1997 verboten wurde und von dem er sich erst 2001 trennte und seine eigene „Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung" gründete, die AKP. Aber schon das bloße Auftreten der modernen, nach Europa orientierten AKP des Premiers Erdogan rief bekanntlich über Nacht eine neue, radikal-islamistische Partei des fast 80jährigen Erbakan auf den Plan, die es auf Anhieb auf 3,5 Millionen Stimmen brachte und schon heute ein beachtlicher Faktor geworden ist, an dem man nicht vorbeisehen kann. Wer sagt uns denn, daß in vier Jahren, wenn die EU-Verhandlungen bereits unumkehrbar vorangeschritten sind, nicht bereits radikale Islamisten am Bosporus herrschen? Die „Siegerin von Luxemburg", Condoleezza Rice, ist dann ja lange schon weg vom Fenster – wie unser grüner Vizekanzler und Außenminister, der fast schon vergessene Joseph Fischer, der auch ein stimmgewaltiger Anhänger des EU-Beitritts der Türkei war – Friede seinem Andenken. Für Deutschland geht es darum, die vorhandenen Einwanderer von zur Zeit 7,3 Millionen wenn möglich zu integrieren und die Einwanderung weiterer unqualifizierter Arbeitsloser aus Anatolien und ihrer Großmütter, Tanten und Zweitfrauen wenigstens zu begrenzen. Dies wird nur erreicht werden, wenn alle großen und einflußreichen Medien damit aufhören, nur noch die Wie-Frage, aber schon gar nicht mehr die Ob-Frage des Türkei-Beitritts zu erörtern, so, als wenn der Souverän schon entschieden hätte – er hat es nicht – und als gelte es nur noch zu diskutieren, ob die kurdische Minderheit sich frei bewegen darf, die türkische Polizei keine Gefangenen mehr foltert, ob Zypern in die Nato kommt und also von der Türkei anerkannt wird, ob den türkischen Frauen noch mehr Rechte auf Abtreibung und Scheidung zugebilligt werden und so fort. Anstatt zu diskutieren, ob die Bürger Europas die Türken als letztlich freizügige, also auf deutsch: einwanderungsberechtigte Bürger Europas aufnehmen wollen oder nicht.

Wenn wir die neue Bundeskanzlerin Merkel nicht nachdrücklich an ihr Versprechen erinnern, wenn die Völker Europas nicht unmißverständlich auf Volksabstimmungen über den Beitritt der Türkei fordern, dann sehen wir alle bald sehr alt aus. Wie nicht integrierte Einwanderung zur gewaltlosen Landnahme wird, können die Deutschen in den bereits fest in türkischer Hand befindlichen Berliner Stadtbezirken Neukölln, Weddig und einem Teil von Kreuzberg besichtigen. Dagegen hilft kein Prinz Eugen mehr.

Kuhhandel unter Roßtäuschern

Das dementierte Tauschgeschäft um die EU-Erweiterung

Von R. G. Kerschhofer

Die Verknüpfung von Türkei und Kroatien bei den EU-Beitrittsverhandlungen war allzu durchsichtig – die Verhandlungstaktik „Haust du meine Bauern, hau' ich deine Bauern" bleibt eben auch in Zeiten des Bauernsterbens sehr beliebt. Weniger durchsichtig ist, wer alles am Kuhhandel beteiligt war und was alles an Roßtäuscherei getrieben wurde. Wie einseitig also die „Vorteile" und die „Vergangenheitsbewältigung" der beiden Kandidaten gewichtet wurden.

Fest steht, daß die USA großes Interesse daran haben, der EU den Nato-Partner Türkei aufzuhalsen, der zugleich der zweitwichtigste militärische Verbündete Israels ist. Weiters, daß Großbritannien keine „starke" EU will – was sich unverdächtig durch Aufnahme armer und problemträchtiger Mitglieder erreichen läßt. Tatsache ist aber auch, daß Österreich durch die Türkei vorwiegend Nachteile erwarten muß, während es als größter Investor in Kroatien ein legitimes Interesse am EU-Beitritt dieses Teils von Mitteleuropa hat.

Kroatiens eigentliches Problem ist, daß die Schaffung des „südslawischen", in Wahrheit großserbischen Staates ein gegen Mitteleuropa gerichtetes Kriegsziel der

Sieger der Beitrittsdebatte sind die USA

Entente-Mächte des Ersten Weltkriegs war. Als eben dieses Jugoslawien Anfang 1941 dem Dreimächtepakt beitrat, organisierte Großbritannien einen Militärputsch gegen die Regierung in Belgrad. Erst dann „entdeckte" Hitler die Kroaten, und Kroatien wurde ein Vasallenstaat. Auf Verliererseite. Beim Zerfall des zweiten jugoslawischen Staates ab 1990 traten die alten Gegensätze zwischen „Entente" (England, Frankreich) und „Mittelmächten" (Deutschland, Österreich, Ungarn) wieder offen zutage: Daß die Sezession der jugoslawischen Teilrepubliken so blutig verlief, liegt primär daran, daß der Großserbe Milosevic die längste Zeit mit Rückendeckung Englands und Frankreichs rechnen konnte. Und die „Parallel-Behandlung" von Serbien und Kroatien ist bis heute ein Indiz für das verklausulierte „Entente"-Ziel, eine Art Neo-Jugoslawien zu schaffen („West-Balkan").

Die Ziele der USA decken sich zwar oft mit denen der „Entente", wenngleich nicht immer aus gleichen Motiven. Die USA tolerierten 1918/19 die Schaffung des Vielvölkerstaates Jugoslawien, obwohl dies den „Wilson-Punkten" widersprach. Nach 1990 erkannten sie aber die Unhaltbarkeit des Status quo. Washington ist es zu danken, daß Kroatien 1995 seine serbisch besetzten Landesteile zurückerobern durfte (vorwiegend mit NVA-Material). Ebenso, daß die völkerrechtlich fragwürdige, aber humanitär vertretbare Intervention im Kosovo erfolgte. Während die Bodenpräsenz der USA im Krisengebiet aber so gut wie beendet ist, besteht wegen der Adria-Häfen Split und Pula Interesse an einer Nato-Mitgliedschaft Kroatiens. Das ist des Pudels Kern.

Für Österreich gab es daher Peitsche und Zuckerbrot: Einerseits offene Drohungen – Dan Fried, der Europa-Beauftragte der US-Regierung, wird mit dem Satz zitiert, Österreich werde „einen Preis dafür bezahlen", wenn es „die Türkei quäle". Andererseits die Zusage für Kroatien – die sowieso US-Interessen entspricht. Österreichs Türkei-Forderungen wurden hingegen abgeschmettert (die „Alternative") oder nur kosmetisch erfüllt. Und daß – wie Bundeskanzler Schüssel daheim erzählt - die „gerechte Teilung der finanziellen Lasten" in der EU ein Ende des „Britenrabatts" bedeutet, darf man bezweifeln.

Der urplötzliche Kroatien-Schwenk von Carla del Ponte, der Chefanklägerin beim Haager Kriegsverbrechertribunal zu den Balkankriegen, zwingt Schlüsse auf: Entweder ist sie labil – und daher ungeeignet für ihr Amt. Oder es wurde das Statut des Jugoslawien-Tribunals verletzt, das in Artikel 16, Punkt 2 politi-

Und Widerstand von Zypern oder Griechenland?

sche Einflußnahme verbietet. Del Ponte war also entweder zur Wahrung von „Entente"-Interessen bestellt worden oder sie mußte jetzt amerikanischem Druck nachgegeben. Oder beides. Die „Entente" hat sich dennoch durchgesetzt, denn ab sofort wird auch mit Serbien-Montenegro (aus dem Montenegro aussteigen will, aber auf EU-Druck nicht darf) eine EU-Assoziierung verhandelt. Hauptgegner Kroatiens waren zuletzt Großbritannien und die Niederlande. Paris hingegen hielt still, teils wegen des Gegensatzes zu London, teils weil der gesuchte General Gotovina als Ex-Fremdenlegionär mit französischem Paß unterwegs ist.

Schärfste Türkei-Gegner müßten eigentlich Zypern und Griechenland sein. Da Zypern Nato-Mitglied werden will, verlangte es sogar eine Klausel, die den Türken ein Veto verbieten sollte. Vergeblich, denn was ist schon ein Zypern, das von der Türkei nicht anerkannt wird! Griechenland wiederum, mit erschwindelter Euro-Teilnahme und weit verfehlten Maastricht-Vorgaben, will sich nicht mit höheren Mächten anlegen. So ging auch der Jahrestag des Istanbuler Griechen-Pogroms von 1955 an der Weltöffentlichkeit spurlos vorüber. – Post scriptum: Der türkische Stahlkonzern Erdemir wird soeben an den Pensionsfonds der Armee „privatisiert". Sicher völlig EU-konform?

Nicht schlimmer als alle anderen auch

Während Deutschland für seine Taten im Zweiten Weltkrieg Buße tut, trägt Japan seine Vergangenheit erhobenen Hauptes

Von Albrecht Rothacher

Noch bis in die 80er Jahre beschränkten sich die Proteste gegen Japans Untaten im Krieg hauptsächlich auf überlebende niederländische Internierte und britische Kriegsgefangene – ohne großes Medienecho hervorzurufen. Doch seit Ende der 90er Jahre Südkorea durch seine stagnierende Wirtschaft und China durch rapides ungleiches Wachstum starke soziale Spannungen erfahren, haben sie anti-japanische Massenproteste als geeignetes Ventil entdeckt, um politischen Dampf abzulassen. Die chinesische KP setzt ohnehin seit geraumer Zeit auf den Nationalismus als probates Herrschaftsmittel, um die diskreditierte kommunistische Ideologie zu ersetzen. Wie immer, wo Mythen, schrille Übertreibungen und Bigotterie sich um einen wahren Kern ranken, sind die internationalen Medien mit von der Partie. Allenthalben fordert das stereotyp informierte Gutmenschentum lautstark, Japan müsse sich nach deutschem Vorbild dauerentschuldigen und umgehend mit Sühnezahlungen beginnen.

Gibt der zweite Achsenpartner der Weltkriegsverlierer nun endlich nach? Bekommt die von US-Anwälten bestens organisierte internationale Wiedergutmachungsindustrie neue Nahrung?

Darauf wartet man wohl vergebens. Nicht nur ist die japanische Einstellung zum Zweiten Weltkrieg – ähnlich Italiens, Ungarns, Finnlands und der anderen verbündeten Achsenmächte – eine grundsätzlich andere als die der veröffentlichen Meinung in Deutschland. Auch ist die Lobby der japanischen Kriegsopfer – hauptsächlich Chinesen – wesentlich weniger gut organisiert, erfolgsgewohnt und medienorientiert.

Japan sieht seine Rolle im „Großen Ostasienkrieg“, der 1931 in der Mandschurei begann und sich erst 1941 zum „Pazifischen Krieg“ der Amerikaner ausweitete, gleichzeitig als Aggressor, als Opfer und als legitimer Verteidiger. Man schämt sich eher der Tatsache, daß der Krieg verloren ging, daß die Verbündeten enttäuscht wurden und daß alle Opfer vergebens waren, als daß man sich im neoprotestantischen Stil stets lauthals der eigenen Missetaten bezichtigt, so wie es dies das offizielle Deutschland in ritualhafter Routine zum allgemeinen Unverständnis auch im Fernen Osten darbietet.

Japan sieht sich als Aggressor, Opfer und Verteidiger

Den öffentlichen Konsens hat der renommierte Politologe Seizaburu Sato in der Monatsschrift „Chuo Koron“ schlicht zusammengefaßt: „Was Japan getan hat, war schlecht. Aber Japans Übergriffe waren nicht viel schlimmer als die, die alle anderen Nationen begangen hätten.“

Hinsichtlich der verschiedenen Kriegsphasen wird differenziert. So galten die militärischen Operationen in der Mandschurei ab 1931 eher der Sicherung der japanischen Siedler-, Eisenbahn- und Industrieinteressen im Staate „Mandschukuo“, so wie es die anderen Kolonialmächte in ihren Einflußsphären in dem vom Bürgerkrieg zerrissenen China auch machten. Erst der Angriff auf das China Tschiang Kai Tscheks (der bis dahin deutsche Militärhilfe erhalten hatte), den radikale Offiziere der Kwantung Armee auf eigene Faust 1937 unternahmen, wird als unentschuldbare Aggression angesehen. Dagegen gilt der Angriff auf die amerikanische Flotte in Pearl Harbour 1941 als ein verzweifelter Befreiungsschlag, den Roosevelt durch die Abschnürung Japans vom Öl und anderen lebenswichtigen Rohstoffen gemeinsam mit den Kolonialmächten Großbritannien, den Niederlanden und China bewußt provoziert habe. Beim sowjetischen Angriff auf die unverteidigte Nordwestfront vier Wochen vor Kriegsende, der einen einseitigen Bruch des bilateralen Neutralitätsabkommens darstellte, schließlich war der Aggressor eindeutig nicht Japan.



Foto: AP

Leistungen und Opfer der Vorfahren ehren: Am Yasukuni Schrein gedenken die Japaner ihrer 2,5 Millionen Weltkriegstoten

Dazu stimmte die Kriegsführung der Alliierten kaum mit dem hehren Menschheitspathos ihrer deklarierten Kriegsziele überein: Massaker von Russen, Chinesen, Koreanern und Manchus an japanischen Zivilisten 1945, systematische Brandbombenkampagnen der B 29 Flotten auf Wohnbezirke in Japan, die beiden Atombomben auf das geschlagene Land nur Tage vor der absehbaren Kapitulation, und die jahrelange Internierung aller US-Bürger japanischer Abstammung in Konzentrationslagern in den Wüsten des amerikanischen Westens.

Die japanischen Revisionisten wie Fusao Hayashi gehen einen Schritt weiter. Sie stellen den „Großen Ostasienkrieg“ in die Tradition des hundertjährigen antikolonialen Widerstandes Japans, das zusammen mit seinem thailändischen Verbündeten in Asien einzig der Kolonisierung durch den weißen Mann entronnen war. In der Tat wurden die siegreichen japanischen Truppen von den Malaien, Indonesiern und Burmesen (ähnlich wie die Wehrmacht im Baltikum, der West-Ukraine und im Nordkaukasus) zunächst als Befreier begrüßt.

Bei ihrer Kapitulation im August 1945 überließen japanische Truppen den nationalen Befreiungsbewegungen häufig Waffen und Gerät. In Indonesien und in Vietnam kämpften japanische Offiziere gelegentlich in ihren Reihen gegen die zurückkehrenden Kolonialherren weiter. Ohne Zweifel wurde die Dekolonialisierung Ost- und Südasiens von den geschwächten Kolonialmächten, neben dem Krieg in Europa, auch durch den Pazifikkrieg beschleunigt.Die Revisionismusthese hat nur einen Schönheitsfehler: Japan verhielt sich selbst seit 1895, seinem ersten Krieg mit China, wie eine europäische Kolonialmacht, nicht wie ein selbstloser Befreier. So gewährte Japan weder Taiwan noch Korea, wo seine ab 1905, nach dem siegreichen Krieg mit Rußland, ausgeübte Herrschaft besonders hart war, die Unabhängigkeit. Das gleiche galt für die im Bündnis mit England (1908–26) im Ersten Weltkrieg errungenen deutschen Besitzungen auf der Halbinsel Schantung (wo das Tsingtao Bier ein zeitloses deutsches Zivilisationserbe darstellt) und die deutschen Pazifikinseln nördlich des Äquators, die Marianen-, Karolinen- und Marshallinseln. Die Chinesen, auch die Auslandschinesen in Südostasien, und die meisten anderen von ihnen „befreiten“ Völker haben die japanische Herrschaft als arroganter und wesentlich brutaler als die der Europäer und Amerikaner erfahren müssen.

Mehr als sechs Jahrzehnte nach Kriegsende sind unsere Eindrücke vom Pazifikkrieg stark medial vermittelt. Neben den Wochenschauen der Kriegspropaganda beider Seiten war sicher „Die Brücke am River Kwai“ für die Dramatisierung des Schicksals britischer Kriegsgefangener prägend. In „Merry Christmas, Mr. Lawrence“ wird dieses Thema weitergesponnen.



Japanische Eroberungen während des Zweiten Weltkrieges

Doch gibt es auch authentische schreckliche Bilder, bei denen chinesische Gefangene zu Bajonettübungen oder für medizinische Experimente mißbraucht oder gefangene alliierte Piloten nach Bombenangriffen enthauptet wurden. Bei den Massakern von Nanking war dem Generalstab die Kontrolle über die eigenen, über den ungewohnt tapferen Widerstand der Chinesen erbitterten Truppen entglitten. Todesmärsche, wie der der gefangenen Amerikaner von Bataan auf den Philippinen, entsprachen der Härte, die japanische Offiziere ihrer eigenen Truppe angedeihen ließen. In den Rüstungsbetrieben, wie etwa in den Mitsubishi Werften von Singapur und Schanghai herrschte militärische Disziplin, bei der selbst mindere Verstöße bei Sabotage- und Spionageverdacht mit tödlicher Härte geahndet wurden.

Die Tokioer Kriegsverbrecherprozesse von 1946/48 brachten dem Empfinden für Schuld und Sühne nur sehr unvollkommen Genugtuung. Nur die elf Siegerstaaten stellten die Richter. Der Indische Richter Radhabinod Pal bestand vergebens darauf, alle Angeklagten seien wegen der mangelnden Legitimität des Prozesses, der die Siegerjustiz von Nürnberg imitierte, freizusprechen. Später plagten auch den holländischen Richter Bert Roling öffentliche Gewissensbisse. Die politische und militärische Führung Japans war angeklagt worden, in einer Verschwörung die Vorherrschaft in Ostasien, im Pazifik und im Indischen Ozean durch mehrere Angriffskriege angestrebt zu haben. Nichts anderes hatte der amerikanische und europäische Kolonialismus zuvor getan. Allerdings lieferte der Prozeß keinen einzigen Beweis einer „Verschwörung zum Angriffskrieg“. Doch er sprach sogar die japanische Führung zusätzlich der Aggression gegen die friedliebende Sowjetunion schuldig. Auch für die zentrale Anordnung von Kriegsverbrechen durch die politische oder militärische Führung unterblieb jede Beweisführung. Die Todesurteile wurden damit begründet, die Kriegsführung selbst sei strafwürdig und die politische und militärische Führung voll verantwortlich für alle Handlungen, die in ihrem Namen begangen wurden. Nach der gleichen Logik müßte man die Herren Schröder, Scharping und Fischer für die Kollateralschäden des Nato Bombenkriegs von 1999 an Hunderten serbischer Zivilisten aburteilen.

Peking sieht Proteste gegen Tokio als geeignetes Ventil

Es hatte in Japan während des Kriegs keine faschistische Diktatur gegeben. Es gab nicht einmal eine Massenbewegung diesen Typs. Heer und Marine stritten bis zum bitteren Ende leidenschaftlich um die strategischen Entscheidungen. Die bürgerlichen Freiheiten blieben, außer für Kommunisten, die 1945–48 zu den Lieblingen der US-Besatzung wurden, weitgehend erhalten. General Hideki Tojo war kein totalitärer Diktator. Es gab keinen Personenkult um ihn. Er ließ auch, im Gegensatz zu Hitler und Stalin, keine politischen Gegner umbringen. Als er 1944 keine Mehrheit im Kriegskabinette mehr fand, trat er schlicht zurück.

In dem manischen Zwang, es Nürnberg im Glauben an die eigene Kriegspropaganda, Tojo sei ein japanischer Hitler, gleichtun zu müssen, wurde 1948 die politische und militärische Führung Japans gehenkt. Darunter befanden sich Persönlichkeiten wie Außenminister Hirota und Armeegeneral Muto, die das wahnwitzige Abenteuer von Pearl Harbour abgelehnt hatten.

Japan hat nach den Friedensverträgen von San Fransisco (1952) umfangreiche Reparationsleistungen geleistet. Es zahlt auch noch heute die höchste Entwicklungshilfe der Welt, die vorrangig nach Südostasien und China, also in ehemalige Kriegsgebiete, geht. Einzelentschädigungen, wie sie Deutschland in Gestalt von Renten für 120jährige (denn nur selten wird das Ableben der Empfänger gemeldet) in Argentinien und Israel unverdrossen leistet, lehnt Japan im Einklang mit den Prinzipien des internationalen Rechts grundsätzlich ab.

Wie Siegfried Kohlhammer, Professor an der Universität Yokohama, in der „FAZ“ zu recht schreibt, wurden während und nach den chinesischen und koreanischen Bürgerkriegen wesentlich mehr Chinesen und Koreaner von den eigenen Landsleuten umgebracht als von den Japanern während des Zweiten Weltkriegs und seiner früheren Kolonialherrschaft. So hat sich das kommunistische China folgerichtig über die Massaker von Nanking (1937/38), der damaligen Hauptstadt der Kuomintang (KMT), jahrzehntelang nie besonders erregt. Dort waren von japanischem Militär schätzungsweise bis 300 000 Soldaten und Parteigänger der KMT ermordet worden (dokumentiert sind allerdings je nach Quelle nur 3 000 bis 13 000). Interessiert war die KP jedoch nur an den eigenen „Märtyrern“. Erst als die Pekinger Führung sich über die immer enger werdenden militärischen Bindungen Japans an den gefürchteten US Hegomon erzürnte und es ins neue Nationalismuskonzept paßte, wurden die Bluttaten national und international instrumentalisiert. Augenzeugen lassen sich allerdings nur noch eine Handvoll auftreiben.

Die meisten Japaner und ihre Regierung lehnen deshalb mit guten Gründen eine einseitige Schuldzuweisung an die eigene Adresse ab.

Auch der jährliche Besuch von Premier Koizumi an den Yasukuni Schrein („Schrein des Friedenslandes“) im Herzen Tokios, wo die Seelen aller 2,5 Millionen Mann, die von 1853–1945 für Japan gefallenen sind, nach schintoistischer Überlieferung beheimatet sind, ist daher für die meisten eine Selbstverständlichkeit, ähnlich wie die des US Präsidenten in Arlington.

Daß wegen der Tatsache, daß unter den Kriegstoten sich auch 984 von den Alliierten hingerichtete Offiziere und Mannschaften befinden, Korea, China und ein Teil der Weltpresse in periodische Ausbrüche von Hysterie verfallen, wird mit achselzuckendem Unverständnis zur Kenntnis genommen. Als konfuzianisch geprägtes Land schätzen die Japaner die Leistungen und das Opfer ihrer Vorfahren. Auch gibt es viele ungebrochene Kontinuitäten. So begründete etwa Nobusuke Kishi, der unter Tojo Rüstungsminister und 1957 bis 60 Premierminister war, eine mächtige Fraktion in der regierenden LDP, zu der zum Beispiel Premier Takeo Fukuda (1976–78), ein enger Freund Helmut Schmidts, und heute kein geringerer als Junichiro Koizumi, der aktuell siegreiche Premier, gehört. Nach offizieller Zählung hat sich Japan bisher 17mal für seine Missetaten im Krieg entschuldigt. Nach allgemeinem Konsens reicht das.

Die Nation als stärkste Einheit erkennen

Der Politikwissenschaftler Christian Hacke über Deutschlands Selbstwertgefühl und nötige Reformen

Was muß im wirtschaftlich schwer angeschlagenen Deutschland passieren, damit das Land seinen bisherigen Stand in der Weltwirtschaft wenigstens behaupten kann?

Hacke: Deutsche Produkte sind gewünscht, der Export der Autoindustrie ist gut, es gibt wenig zu mäkeln bei der Leistungsbereitschaft der Deutschen – das Problem ist die Belastung durch den Staat, durch die Steuergesetzgebung, die Sozialabgaben und ähnliches mehr. Hier muß viel passieren. Die Bundeskanzlerin Merkel müßte die Steuergesetzgebung verändern und die Sozialausgaben senken. Ansätze einer Reform sind zu sehen, doch es fehlt ein ausgeglichener Staatshaushalt als Voraussetzung für aktives, verantwortungsbewußtes und einflußreiches außenpolitisches Handeln.

Was müßte zuerst passieren?

Hacke: Wie immer sich diese neue Regierung jetzt konstituiert, sie müßte zunächst stark daran arbeiten, die Steuergesetzgebung zu ändern, die Sozialausgaben fairer und geringer zu gestalten und vor allen Dingen die Staatsverschuldung abzubauen. Der Slogan heißt nicht nur „mehr Arbeit“, sondern mehr Bildung, nationales Selbstwertgefühl und Selbstbehauptung in der internationalen Politik. Auch machtpolitisch muß man sich in Zeiten der Globalisierung behaupten können.

Hat denn Deutschland überhaupt noch eine Chance, seine Position zu halten?

Hacke: Noch haben wir eine Chance, aber wir sind stark zurückgefallen und zum kranken Mann Europas geworden. Das sieht man überall und auch nach dem Wahlergebnis fragt sich die Welt wie die internationale Politik, was Deutschland nun will. Auf jeden Fall keine durchgreifende Reform, das hat keine der Parteien angeboten. Eine wirklich durchgreifende Reform fehlt.



Ein deutsches Wir-Gefühl? Allenfalls beim Fußball sehen sich die Deutschen als Nation und schwenken gefahrlos deutsche Fahnen

Foto: Fifa / pa

Stichwort „nationale Frage“, beziehungsweise nationale Identität – was halten Sie von der neuen Kampagne, „Du bist Deutschland“?

Hacke: Auf jeden Fall ist nationale Identität im Hinblick auf Patriotismus wichtig und zwar jetzt nicht nur als Europapatriotismus auf der einen Seite oder als Lokalpatriotismus auf der anderen, was auch schön ist, sondern, man sollte in Deutschland ein gesundes, normales Gefühl entwickeln und die Einsicht, daß die Nation die stärkste Einheit ist, die bindet und gleichzeitig den wichtigsten Akteur darstellt. Alle Staaten dieser Welt regieren nach dem Maßstab nationaler Interessen und daß diese nationalen Interessen allein schon als Begriff bei uns viel zu wenig auftauchen, sondern wir immer am liebsten vom Gemeinschaftsinteresse sprechen, weil man sich so immer am besten verstecken kann, ist bezeichnend. Es ist die große Leistung von Konrad Adenauer, daß Deutschland in der Außenpolitik vorangegangen ist, daß dieses Land in Europa verankert wurde. Aber man muß genau fragen, wo sind Gemeinschaftsinteresse angesagt und wo nationale Interessen. Das in die richtige Balance zu bringen, zwischen Nation und Integration, das ist die wirkliche Aufgabe.

Nationale Interessen, werden gern angeführt, wenn es darum geht, Bundeswehrsoldaten in aller Welt zum Einsatz zu bringen. Wo liegt unser nationales Interesse beim Afghanistan-Einsatz?

Hacke: Das ist eine gute Frage, denn das ist wenig definiert worden. Vor allem ist es deshalb problematisch, weil der Begriff der Landesverteidigung immer mehr in den Hintergrund rückt. Die verteidigungspolitischen Richtlinien haben sich bemüht, diesen Begriff in der traditionellen Weise zu streichen. Das heißt, es ist enorm schwierig, einem einfachen jungen Deutschen oder einer jungen Deutschen klarzumachen, daß die Wehrpflicht mit der Aufgabe beginnen soll, am Hindukusch Deutschland zu verteidigen. Das kennen wir, die ältere Generation, aus dem Kalten Krieg. Damals wurde gesagt, in Saigon würde Berlin verteidigt. Ich glaube, ähnlich unrealistisch ist der Slogan, die deutsche Sicherheit würde am Hindukusch verteidigt. Zunächst geht es um die Landesverteidigung und jeder junge Bürger, der die Wehrpflicht absolviert, muß wissen, daß sein Auftrag die Landesverteidigung an Deutschlands Grenzen ist. Von Fall zu Fall kann es notwendig sein, daß heute über den europäischen Rahmen hinaus angesichts des Phänomens des Terrors Einsätze außerhalb Deutschlands wie in Afghanistan notwendig werden, nur die direkte Landesverteidigung darf nicht als eine Schimäre verschwinden.

Welche außen- und sicherheitspolitische Rolle spielt denn Deutschland nach Gerhard Schröder noch?

Hacke: Das muß man sehen. Ich glaube, das Entscheidende ist, daß der klare politische Primat fehlt. Das heißt, daß die Streitkräfte oft in den Gemeinschaftsinstitutionen, in den Gemeinschaftsaufgaben von anderen Ländern untergebuttert werden. Auch personalpolitisch bekommen sie die undankbarsten Aufgaben, weil die politische Führung es nicht versteht, das militärische Instrument einzusetzen, eigene militärische Stärke in politischen Einfluß umzusetzen – so in der Nato. Statt dessen kauft man sich eher frei. Man sagt, wir schicken da Soldaten hin, dann laßt uns aber in Ruhe. Und das ist die völlig falsche Einstellung.

Wie bewerten Sie Deutschlands Chancen in Mittel-Osteuropa, erfüllen wir die Hoffnungen dort?

Hacke: Nein, ich glaube nicht, ich glaube wir haben hier die Chancen weitgehend verpaßt. Ich erinnere mich an eine ganz peinliche Angelegenheit, die ist, glaube ich jetzt 15 Jahre her, das war zum Tag der Deutschen Einheit, als ich im Baltikum war und der damalige Botschafter in einem dieser Länder am Abend zum Empfang nichts zu sagen hatte außer: „Das Büffet ist frei und wir hoffen, daß Ihnen das Essen gut schmecken wird“. Da habe ich gedacht, wenn das alles ist, was ein deutscher Botschafter an einem solchen Tag hier im Baltikum zu sagen hat, ist das traurig. Ich habe mich selten so geschämt. Die Möglichkeiten, die wir gehabt hätten, traditionelle Freundschaften dort, aber auch anderswo wieder aufzubauen haben wir nicht wahrgenommen. Diese unglückliche Hand betrifft auch die Aussöhnung. Man muß die richtige Mischung finden von Verständnis geben, aber auch umgekehrt Verständnis von der anderen Seite erbitten, wenn es um die Aussöhnung geht. Ich glaube mit Blick auf die Mittel- und Osteuropa haben wir unsere Rolle noch nicht gefunden und ich glaube auch, daß hier viel Enttäuschung vorherrscht mit Blick auf die Führungsrolle, die man von Deutschland erwartet als Zentralmacht Europas. Diese Zentralmacht sind wir leider im Moment nicht mehr.

Gerade im Verhältnis zu den baltischen Staaten zeigt sich, daß das derzeitige Geschichtsverständnis der deutschen Regierung von anderen nicht geteilt wird.

Hacke: Rot-Grün hat ein sehr einseitiges Geschichtsverständnis, es konzentriert sich alles auf das Dritte Reich. Die 50 Jahre Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik werden völlig ausgeblendet, und man tut so, als ob man jetzt die erste Regierung wäre, die eigentlich diese Momente wie Aussöhnung mit Israel und anderen begründet hätte. Das ist eine solche Geschichtsklitterung, wie sie schlimmer gar nicht sein könnte, denn es ist die alte Bundesrepublik gewesen, es sind die Kanzler von Adenauer bis Kohl gewesen, auch die sozialdemokratischen, die eine Erfolgsgeschichte begründet haben in der Außenpolitik, in der Aussöhnung, der Entspannung, auch mit den Ostverträgen. Es ist eine Erfolgsgeschichte, die einmalig ist. Vor allem auch die erfolgreiche und realistische Politik von Helmut Schmidt hat uns einen solchen Respekt verschafft in Europa und in der Welt, daß die Regierung Schröder / Fischer auch nicht im Traum daran anknüpfen konnte mit ihrem illusorischen Bild von der Zivilmacht Deutschland im Rahmen der Zivilmacht Europa. Zivilmacht waren wir vorher schon, bloß die Außenminister und die Bundeskanzler haben vorher nicht so selbstgefällig darüber geredet und das im Bauchladen vor sich hergetragen.

Sind wir außenpolitisch isoliert?

Hacke: Wir sind nicht direkt außenpolitisch isoliert, ich habe das Gefühl, wir werden nicht mehr ernst genommen. Das ist noch viel schlimmer. Es ist eine ganz eigenartige Kombination aus diesem Provinzialismus, der auch den Deutschen innewohnt, diesem provinziellen Gefühl, das nun noch gesteigert wurde durch die Regierung Schröder / Fischer, und der einseitigen Hervorhebung der Wertefrage in der Außenpolitik sowie der Zurückstufung der Interessenproblematik. Sich dann noch als einsames Vorbild darzustellen und die USA als Kriegstreiber, das ist eine Wende von der wir uns, ich weiß nicht wann, noch erholen müssen – vor allem mit Blick auf die beiden großen Weltmächte. Die USA waren im Kalten Krieg die entscheidende Macht, nach der wir uns orientiert haben. Je stärker die USA waren, um so günstiger war das für unsere Interessenlage auf der einen und auf der anderen Seite die Eindämmung sowjetischen Macht. Heute haben wir genau die Umkehrung. Diese Regierung hat mit Hilfe von Rußland und China, beides nun nicht gerade demokratische Mächte, die Eindämmung amerikanischer Politik in Europa und der Welt praktiziert. Also, verrückter, paradoxer, kann es gar nicht gehen und eine neue Bundesregierung wird als erstes hier zu korrigieren haben.

Kann Amerika noch führen oder führt Amerika sich selbst in die Sackgasse?

Hacke: Das weiß man nicht, aber die alternative Frage ist natürlich, wie würde die Welt ohne Amerika aussehen? Die Alternative könnte sein, eine multipolare Welt, wo die Uno ins Zentrum rückt, das ist völlig illusorisch. Das würde in Wirklichkeit nur Anarchie bringen. Welche Alternative gibt es mit Blick auf mehr Sicherheit oder Ordnung in der Welt als eine unipolare Weltordnung, die die USA führen? – Ich sehe sie nicht. Aber ich sehe natürlich im Moment große Schwierigkeiten im innenpolitischen und das Fehlen der richtigen Mischung zwischen Soft- und Hardpower bei den Amerikanern.

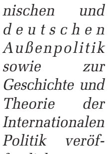
Wie soll die neue Bundesregierung unter starker SPD-Beteiligung eine Wende in der Außenpolitik schaffen?

Hacke: Das frage ich mich auch. Friedrich Merz spricht von der Sozialdemokratisierung der CDU – dem kann ich nur zustimmen. Positionen, wie Merz sie vertritt oder Jörg Schönbohm, das sind immer mehr Ausnahmepositionen in der Union. In vielerlei Hinsicht versucht diese, die SPD links zu überholen. Das ist schon eine große Gefahr.

Wird die Bundesrepublik über die Außenpolitik innerlich umgewertet?

Hacke: Nein, dazu interessiert sich keiner für Außenpolitik. Sie können heute in führende Regierungsämter kommen, ohne daß sie das Wort Außenpolitik überhaupt buchstabieren können. Das ist die Tragik – Außenpolitik, das ist kein Hebel, das interessiert keinen Menschen, weder bei den Parteien, noch in der Bevölkerung. Es fehlt der innenpolitische Resonanzboden für die enorme Bedeutung des außenpolitischen, für unsere Identität, für unsere Wirtschaft, für unser Selbstwertgefühl.





Christian Hacke, geb. 1943, seit April 2000 o. Professor des Seminars für Politische Wissenschaft an der Universität Bonn. Er hat zahlreiche Publikationen zur amerikanischen und deutschen Außenpolitik sowie zur Geschichte und Theorie der Internationalen Politik veröffentlicht.

Das Gespräch führte S. Gutschmidt.



Verschenken Sie ein Jahresabo der Preußischen Allgemeinen Zeitung oder abonnieren Sie selbst.

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86 · 20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen.
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Als Dankeschön für Ihr Abo, die Vermittlung oder das Verschenken eines Jahresabos erhalten Sie als Prämie diese zwei wertvollen Geschenke!

☐ Ich abonniere selbst
☐ Ich verschenke ein Abonnement
☐ Ich werbe einen Abonnenten

Das Abo erhält:
Name/Vorname:
Straße/ Nr.:
PLZ/Ort:
Telefon:

Das Abo hat geworben/verschenkt:
Name/Vorname:
Straße/Nr.:
PLZ/Ort:
Telefon:

Zahlungsart: ☐ per Rechnung ☐ per Bankeinzug
jährlich EUR 90,60. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis.
Ihre Abobestellung gilt für mindestens 1 Jahr

Kontonummer:
Bankleitzahl:
bei:

Datum, Unterschrift des Kontoinhabers

Widerrufsgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb von 7 Tagen ab Bestellung schriftlich bei der Preußischen Allgemeinen Zeitung/Ostpreußenblatt – Vertrieb, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, widerrufen werden.
Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum/2. Unterschrift

Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Außerdem werden Sie mit dieser Bestellung förderndes Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen e.V. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

Dem Geheimnis dahinter auf der Spur

»Wie gotische Fenster im Gegenlicht«: Franz Marc schuf Ikonen der Klassischen Moderne

Von Silke Osman

Einen Dichter durch die Farbe nannte ihn Theodor Däubler (1876–1934), einer der Inspiratoren des literarischen Expressionismus. Franz Marc war aber auch ein Künstler, der sich durchaus bildhaft mit Worten ausdrücken konnte, etwa in seinen „100 Aphorismen“, die 1915 erschienen, als der Maler längst an der Front in Frankreich war. Da beschreibt er unter dem Titel „Das zweite Gesicht“ seine Visionen von Formen und Farben. „Ich war von seltsamen Formen umkreist, und ich zeichnete, was ich sah: harte, unselige Formen, schwarze, stahlblaue und grüne, die gegeneinander polterten, daß mein Herz vor Weh schrie; denn ich sah, wie alles uneins war und sich im Schmerz störte. Es war ein schreckliches Bild ... Meine ausschwärmende Sehnsucht sah ein anderes Bild, das tiefe Bild: Die Formen schwangen sich in tausend Wänden zurück in die Tiefe. Die Farben schlugen an die Wände, tasteten sich an ihnen entlang und entschwanden in der allerletzten Tiefe. Jeder schrie vor Sehnsucht, der dies Bild sah. Unsre Seelen zogen den Farben nach in die letzte Tiefe. Wie unsagbar sind alle diese Dinge. Wie unsagbar schön.“

Unsagbar schön sind denn auch die Bilder, die Franz Marc geradezu im Eiltempo geschaffen hat. Nur wenig Zeit war ihm vergönnt, die Meisterwerke entstehen zu lassen, die jetzt die Besucher der Ausstellung im Münchner Lenbachhaus nicht zuletzt durch Farben in unerhörter Leuchtkraft begeistern. Diese Ikonen der Klassischen Moderne sorgen derzeit für lange Schlangen an den Museumskassen. Als sie vor bald 100 Jahren entstanden, waren die Betrachter eher verstört, entsetzt oder gar empört, hatten sie doch eine solche Farbigkeit noch nie zuvor gesehen. Denn wo gab es schon rote, gelbe oder blaue Pferde?

Dabei hatte Franz Marc als ganz braver Schüler der Münchner Akademie bei Gabriel von Hackl und Wilhelm von Diez begonnen. Es sah keineswegs danach aus, als würde er einmal zur sogenannten Avantgarde gehören. Artig malte er ein Bildnis der Mutter, kleine Landschaften und Naturstudien. Eine Reise nach Frankreich, auf der er Werken der französischen Impressionisten begegnete, mag ihn schließlich veranlaßt haben, das Akademiestudium aufzugeben und auf eigene Faust weiterzulernen. Vermehrt tauchte nun das Tiermotiv in seinem Schaffen auf. Auf der Rückreise von einem Ostseeaufenthalt mit seiner ersten Frau Marie Schnür fertigte er 1907 im Berliner Zoo erste systematische Tierstudien an. Von der Studie zum Meisterwerk aber war es noch ein steiniger Weg, ein Weg, den der Besucher der Münchner Ausstellung an hervorragenden Beispielen verfolgen kann.

Das Tier, und hier neben Rehen, Hunden, Katzen, Kühen, Stieren und Tigern vor allem das Pferd, wird Franz Marc nun stets in seinem Œuvre begleiten. „Ich empfand schon sehr früh den Menschen als häßlich“, schrieb er später einmal an seine zweite Frau Maria Franck, „das Tier schien mir schöner, reiner; aber auch an ihm entdeckte ich so viel Gefühlswidriges und Häßliches, so daß meine Darstellungen instinktiv immer schematischer, abstrakter wurden.“ 1908 war in dieser Hinsicht ein bedeutendes Jahr für Marc, entstanden doch im Sommer die ersten nahezu lebensgroßen Pferdebilder von seiner Hand. Diese fielen jedoch nicht nach seiner Zufriedenheit aus, so daß er sie zerschnitt und Teile der Leinwand zur Abdichtung seines Dachbodenateliers in Sindelsdorf verwandte. In dieser Zeit entstehen auch erste Darstellungen von Pferden in roter Farbe. Auch eine erste plastische Arbeit schuf Marc, zwei Pferde aus Bronze, die als das erste publizierte Werk von Marc gilt. Die Arbeit erschien 1910 in dem von Reinhard Piper herausgegebenen Buch „Das Tier in der Kunst“. Dort konnte Marc seine künstlerischen Ansichten und Absichten auch erläutern: „Meine Ziele liegen nicht in der Linie besonderer Tiermalerei. Ich suche einen guten, reinen und lichten Stil, in dem wenigstens ein Teil dessen, was wir moderne Maler zu sagen haben werden, restlos aufgehen kann. Ich suche mein Empfinden für den organischen Rhythmus aller Dinge zu steigern, suche mich pantheistisch einzufühlen in das Zittern und Rinnen des Blutes in der Natur, in den Bäumen, in den Tieren, in der Luft – suche das zum Bilde zu machen, mit neuen Bewegungen und mit Farben, die unseres alten Staffeleibildes spotten ... Ich sehe kein glücklicheres Mittel zur Animalisierung der Kunst, wie ich es nennen möchte, als das Tierbild. Darum greife ich danach.“ – Mit „Animalisierung der Kunst“ meinte Marc, so Christian von Holst einmal, „daß Kunst das Wesen der Dinge zur Anschauung zu bringen, in den Kern des Lebens vorzudringen hat. Es geht darum, hinter dem äußeren Schein dem Geheimnis des Seins auf die Spur zu kommen.“



Blaues Pferd: Markenzeichen von Franz Marc

In diese Zeit des Suchens fiel auch Marcs intensive Beschäftigung mit der Farbe, der er bestimmte Symbolwerte zuwies. „Jede Farbe muß klar sagen, ‚wer und was sie ist‘ und muß dazu auf einer klaren Form stehen“, schrieb er 1911 an Maria Franck. Und: „Niemals werde ich um dekorativer Wirkung willen einen Busch blau machen, sondern nur um das Pferd, das sich von ihm abhebt, in seiner ganzen Wesenheit zu steigern.“ Und so sind denn auf Marcs Bildern rote, gelbe und blaue Pferde zu finden. Leuchtend „wie gotische Kirchenfenster im Gegenlicht“ (Christian von Holst) ziehen die kräftigen Farben den Betrachter in ihren Bann. Weltberühmt ist heute das „Blaue Pferd“ aus dem Jahr 1911, in der herben Farbe der Männlichkeit, des Geistes dargestellt. Kritiker sahen darin gar ein Selbstbildnis Marcs.

1911 war es auch, da Franz Marc begann, sich neuen Plänen zuzuwenden. Seinem Freund August Macke (1887–1914) erklärte er: „Sobald mein Speicher alle diese Bilder und Riesenschwarten ausgespien haben wird, fange ich die Malerei ganz von vorne wieder an. Es muß mir gelingen, beim Arbeiten den umgekehrten Prozeß durchzusetzen als bisher, wo ich von ganz komplizierten Form- und Farbvorstellungen bei jeder Arbeit ausging und diese bei jedem Bilde langsam, mit unsäglicher Anstrengung erst reinigte, vereinfachte und ordnete. Ich will wie ein Kind anfangen, vor der Natur mit drei Farben und ein paar Linien meinen Eindruck zu geben, und dann hinzutun an Formen und Farben, wo es der Ausdruck fordert, daß also der Arbeitsprozeß nur ein Hinzutun, niemals ein Wegnehmen ist. Nur wir Maler wissen, wie blödsinnig schwer das ist.“ Bald schon waren Marcs Motive reduziert auf das Wesentliche der künstlerischen Aussage, und alles war auf eine dichte, einfache Form gebracht. Und nicht viel später tauchten die Tiermotive ein in glitzernde Bildprismen, in Linienbündel und Rauten, der Künstler beeinflußt vom französischen Kubismus.

Neben den großformatigen Gemälden dürften aber auch die graphischen Arbeiten Marcs von besonderem Interesse sein, vor allem die wenigen von eigener Hand gemalten Postkarten. So schrieb er am 31. August 1913 auf einer Karte, die eine Feder- / Aquarellzeichnung einer Schweineherde zierte, an Erich Heckel: „Lieber Herr Heckel! Dank für ihren Kartengruß; wir sitzen seit 3 Wochen in Ostpreußen, Gendrin bei Abelischken auf dem Gut des Bruders meiner Frau und leben fein, reiten, jagen, Billardspielen, essen und schlafen! ...“ Bei diesem Besuch erhielt Marc, der Tierfreund, von seinem Schwager Wilhelm eine Ricke geschenkt, die er sich in seinen Wohnort Sindelsdorf schicken ließ. Zwei weitere Rehe ergänzten im Herbst das Gehege. Und – wer weiß? – vielleicht ist eins der dargestellten Rehe die Ricke aus dem Kreis Gerdauen.

Die Pferde aber bestimmten das Leben des Künstlers, der als einer der bahnbrechenden Pioniere der modernen Malerei gilt und der viel zu früh sterben mußte. Künstlerfreund August Macke (wie Marc später ein Opfer des Ersten Weltkrieges) schrieb 1910 aus Bonn: „Ich freue mich, wenn Du arbeitest. Gib deiner Zeit Tiere, vor denen man noch lange steht. Die Hufschläge Deiner Pferde mögen hallen bis in die fernsten Jahrhunderte.“ – Bis ins 21. Jahrhundert ist der Hall gedrungen, davon legt die Münchner Ausstellung beredtes Zeugnis ab.

Vom Experimentellen zur Reife

Städtische Galerie im Münchner Lenbachhaus zeigt zahlreiche Werke des »Blauen Reiter«-Malers

Mit der großangelegten Retrospektive aus Anlaß des 125. Geburtstages von Franz Marc (1880–1916) im Jahr 2005 und seines 90. Todesjahres 2006 zeigt die Städtische Galerie im Münchner Lenbachhaus, Luisenstraße 33 / Königsplatz, eine Ausstellung, wie sie bisher nicht zu sehen war, sieht man einmal von der Gedächtnisausstellung in Marcs Todesjahr 1916 ab. Zu sehen sind 96 Gemälde und 145 Arbeiten auf Papier sowie einige Skulpturen, Hinterglasmalerei und Kunstgewerbe aus den Beständen des Museums, aber auch von Leihgebern aus Deutschland, der Schweiz, Großbritannien, den Niederlanden, Belgien und den USA, darunter vielen Privatsammlern.

Die Ausstellung, die nur in München gezeigt wird, besteht aus zwei Teilen: Das Frühwerk von 1902 bis 1909 / 10 wird im Altbau des Lenbachhauses präsentiert, während das spätere, reife Werk (ab 1910 / 11), darunter die berühmten Tierbilder, im Kunstbau des Lenbachhauses zu sehen ist. Im ersten Teil kann man Marcs Bemühungen nachspüren, von der akademischen Malerei zu freierem Schaffen zu finden. Erste Experimente in der Freilichtmalerei auf der Staffelalm oberhalb von Kochel sind allerdings noch ganz im naturalistischem Stil gehalten. Die Impressionisten und Vincent van Gogh beeinflussen ihn ebenso wie Münchner Jugendstil-Künstler. Ab 1908 dann entstehen erste Tiermotive, darunter auch das Urmotiv, die Pferdedarstellung. Zeichnungen von der Staffelalm, einer Griechenlandreise nach Athos 1906 und genaue anatomische Tierstudien schließen diesen Teil ab. In der weltberühmten Abteilung, die dem „Blauen Reiter“ gewidmet ist, wurde eigens für die Ausstellung ein Raum mit Druckgraphiken von Franz Marc eingerichtet.



Gewagt: Marcs grellbunte Kühe

Abbildungen (3): Lenbachhaus

Im Kunstbau schließlich finden sich in einer einzigartigen Schau alle die Meisterwerke, die Marc noch heute so berühmt machen, wenn auch die Zerstörung durch den Nationalsozialismus, die Aktion „Entartete Kunst“, sowie durch den Zweiten Weltkrieg schmerzliche Lücken gerissen hat. Neben den großen Gemälden wie „Blaues Pferd I“, „Blaues Pferd II“, „Die kleinen blauen Pferde“, „Der Stier“, „Die Weltenkuh“, „Das arme Land Tirol“ oder „Tiger“ sind auch Aquarelle, Gouachen und Skizzenblätter zu sehen, sowie bemalte Postkarten aus den Jahren 1913 / 14.

Chronologisch aufgebaut und thematisch gegliedert, bietet die Ausstellung dem Besucher die Möglichkeit, zu verfolgen, wie Franz Marc ein und dasselbe Thema in verschiedenen Techniken behandelt hat. „Zudem ergeben sich zahlreiche neue Verbindungen der Werkgruppen untereinander zwischen Gemälden, Skizzenbuchblättern, selbständigen Papierarbeiten, Postkarten und nicht zuletzt Druckgraphiken und Hinterglasbildern“, erläutert Annegret Hoberg vom Lenbachhaus den Aufbau. „Da die Werkschau alle Gattungen und die gesamte Schaffenszeit umfaßt, entsteht ein dichtes Geflecht von Zusammenhängen und auch experimentellen Phasen im Werk von Franz Marc, das bislang in dieser Deutlichkeit nicht zu sehen war.“ Hoberg weiter: „Drei Aspekte werden in der Schau besonders herausgestellt und im Katalog weiter vertieft: Marcs stilistische Entwicklung, die verschiedenen Einflüsse, die er in seinem Werk aufgenommen hat und schließlich die Besonderheit seiner reifen Tiermalerei, die bis heute nichts von ihrer Wirkung auf den Betrachter eingebüßt hat.“

Zu sehen ist die Ausstellung noch bis zum 8. Januar 2006, dienstags bis sonntags von 10 bis 20 Uhr, freitags von 10 bis 24 Uhr. Eintrittspreis 10 Euro, ermäßigt 5 Euro, Familienkarte 15 Euro. Öffentliche Führungen dienstags bis sonntag 16 Uhr, freitags 16 und 21 Uhr (6 Euro pro Person). Zur Ausstellung erscheint ein Katalog mit 336 Seiten und über 270 farbigen Abbildungen im Prestel Verlag, München; in der Ausstellung 28 Euro, im Buchhandel 29,95 Euro, zu bestellen über den PMD, Telefon (0 40) 41 40 08-27. Weitere Informationen sind im Internet unter www.franz-marc-2005.com zu finden. *OS*

Auf eigene Faust die Kunst entdeckt

Franz Marc wird am 8. Februar 1880 als Sohn des Malers Wilhelm Marc in München geboren. Nach dem Abitur will Marc zunächst Theologie oder Philologie studieren, entscheidet sich dann aber doch für die Kunst.

Ab 1900 studiert er an der Münchner Akademie, kehrt jedoch nach einer ersten Frankreichreise 1903 nicht wieder dorthin zurück. Zunächst arbeitet er künstlerisch eher isoliert auf der Staffelalm. Die nächsten Jahre sind allerdings geprägt von der Freundschaft zu dem Maler August Macke und der Begegnung mit Wassily Kandinsky, aus der die Gründung der Künstlergruppe „Blauer Reiter“ entsteht. Im Frühjahr 1914 zieht Marc in ein eigenes Haus in Ried bei Benediktbeuren um. Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbricht, wird Marc an die französische Front einberufen; er fällt am 4. März 1916 bei Verdun.



Franz Marc

Für 35 Euro am Tag

Die Bundesrepublik läßt ihre Hochschul-Elite verbluten: Vom Elend der »Honorarprofessoren«

Von JÖRG BECKER

Der Verfasser dieser Zeilen hat einen Freund, der spricht fließend chinesisch, war viele Jahre in China beruflich tätig und hat enorme kultur- und geisteswissenschaftliche Kenntnisse über das Reich der Mitte. Ende der 80er Jahre kehrte er aus Asien zurück und übernahm als Lektor in einem deutschen Verlag die Asienabteilung.

Seit diese Abteilung aber nach vier bis fünf Jahren geschlossen wurde, ist der Freund „freiberuflich" tätig. Nun hat er an einer Universität einen Lehrauftrag in Sinologie für 278 Euro pro Semester. Und jedes Semester muß er erneut um diesen Lehrauftrag kämpfen. Zum erstenmal bot ihm seine Universität neulich einen Vertrag mit einer Laufzeit von drei Jahren an – aber dann mit einem reduzierten Honorar von 243 Euro pro Semester.

Selbstverständlich arbeitet der Freund auch an der Volkshochschule (zu ähnlichen Honoraren) und veröffentlicht seine Fachartikel in Zeitungen. Für einen ganzseitigen Artikel über den Stellenwert der chinesischen Kulturrevolution für die gegenwärtige innenpolitische Diskussion in China braucht der hochqualifizierte Akademiker ungefähr sechs Tage und erhält dafür ein Pauschalhonorar von 500 Euro. Somit verdient er einen Brutto-Stundenlohn von rund zehn Euro.

Wechseln wir den Blick zu einem anderen Bekannten aus Hamburg. Auch dieser promovierte Sozialwissenschaftler ist „freiberuflich" tätig. Neulich bekam er aus Österreich folgendes Angebot: Ob er an einem speziellen Graduiertenprogramm einer öffentlichen Universität vier Tage Unterricht übernehmen wolle. Man könne ihm dafür freie Fahrt, freie Unterkunft und ein Pauschalhonorar von 350 Euro anbieten. Der Hamburger rechnete: Vier Tage Unterricht, zwei Tage Hin- und Rückfahrt plus vier Tage Vorbereitung macht zusammen zehn Tage Arbeit. 350 Euro geteilt durch zehn macht ein Tageshonorar von 35 Euro. Empört wies er dieses Angebot, bei dem es in seinem Beruf mal wieder nur um die „Ehre" ging, ab.

Erneuter Szenenwechsel zu einem weiteren Betroffenen. Beruf: Honorarprofessor; promoviert, habilitiert, Veröffentlichung von zahlreichen Büchern und vielen Fachaufsätzen in etlichen Weltsprachen, Inhaber akademischer Auszeichnungen. Honorar heißt bei einem Honorarprofessor nicht, daß dieser auch ein Honorar für seine Tätigkeit bekäme. Beileibe nicht. Auch dieser Kollege hat es nur mit der „Ehre" zu tun. Laut Hochschulgesetz muß er in jedem zweiten Semester eine Lehrveranstaltung abhalten, ohne Bezahlung, ohne Reisekostenerstattung und ohne Versicherungsschutz auf dem Dienstweg zur Universität und an seinem Arbeitsplatz. (Juristen haben wahrscheinlich längst herausgefunden, daß es sich bei seinem Tun nur um einen Weg, einen Platz und eine Tätigkeit, keinesfalls jedoch um Dienstweg, Arbeitsplatz und Beruf handelt.) Und weil es eben um die „Ehre" geht, erhält der Professor für seine Arbeit an der Universität keinen einzigen Cent. Zero, Null, Niente, Rien. Würde er freilich mit dieser seiner Tätigkeit aufhören, weiß das Hochschulgesetz einen feinen Ausweg aus der dann entstehenden Situation: Der Kultusminister würde ihm dann den Professorentitel aberkennen.



Zweifelhafte »Ehre«: Immer mehr Honorarprofessoren arbeiten für Hungerlohn Foto: photothek.net

Alle drei Wissenschaftler haben einiges gemeinsam: Sie sind in ihrem jeweiligen Fachgebiet Spitzenkräfte, sie verfügen über sehr viel Auslandserfahrung, sie sprechen jeweils mehrere Sprachen, sie haben ein enorm breites Allgemeinwissen, sie arbeiten täglich mehr als acht Stunden und in allen drei Fällen könnten sie ohne das feste Gehalt ihrer Ehefrauen nicht überleben. Die eine Ehefrau arbeitet als Fachdrogistin, die anderen beiden Frauen sind verbeamtete Lehrerinnen.

Und weitere 30, 40 Beziehungen dieser Art kennt der Verfasser dieses Beitrags, in denen die Frau ihrem „Freiberufler"-Mann die Existenz sichert. Was für eine völlig neuartige Sicht auf endlose Debatten um die Frauenemanzipation! Hatten die Feministinnen einst ein Frauenrecht auf Selbstverwirklichung in ihrem eigenen Beruf gefordert, so antwortet ihnen heute der Zynismus der Geschichte damit, daß sie mit ihrem Gehalt nicht nur ihre Kinder, sondern nun auch noch ihre Ehemänner durchfüttern müssen.

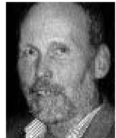
Der rohe Sieg der Macht über den Geist (so hätte es Thomas Mann formuliert) oder PISA: Wie auch immer man diese Misere benennt, so klar ist doch, daß die allseits erhobenen Forderungen nach Elitenschulen und -universitäten, nach Spezialgymnasien für Hochbegabte, nach privaten „universities of excellence" so lange das Papier nicht wert sind, auf dem sie gedruckt werden, wie unsere Öffentlichkeit die bisherige wissenschaftliche Elite sozial und finanziell verbluten läßt und deren Selbstwertgefühl mit Füßen tritt. Inzwischen kann man die deutsche Republik mit solchen „freiberuflich" tätigen Spitzenkräften zupflastern.

Man denke übrigens nicht, daß es sich bei den Angehörigen dieser „freiberuflichen" Elite nur um Sozial- und Geisteswissenschaftler handelt, also „Pinscher" (Ludwig Erhard) „Schwätz-Wissenschaftler" (Hans-Peter Stiehl) oder Angehörige einer verächtlich genannten „pencil science" („Bleistiftwissenschaft"). Längst geht es vielen Ingenieuren, Informatikern, Betriebswirten und Bankfachleuten nicht anders. So hat beispielsweise die Putzfrau eines Nachbarn ihr Staatsexamen als Physiklehrerin zwar mit Auszeichnung bestanden, war auch viele Jahre erfolgreich als Lehrerin tätig. Da sie freilich an einem „falschen" Ort beschäftigt war, nämlich im sibirischen Omsk, kann sie heute nicht mehr als Lehrerin arbeiten, da ihr Examen in Deutschland nicht anerkannt wird.

Die bei dieser Physikerin aus Omsk sichtbar werdende Ressourcenverschwendung leistet sich Deutschland im übrigen bei vielen tausend Einwanderern aus Osteuropa und der früheren Sowjetunion.

So wäre die gesamte in Richtung auf indische Informatiker zählende Greencard-Initiative (die zudem ein furchtbarer Flop war) völlig überflüssig gewesen, hätten die Verantwortlichen statt dessen die vorhandene Elite im eigenen Land berücksichtigt, nämlich die hervorragend ausgebildeten Naturwissenschaftler, Mathematiker und Informatiker unter den rund drei Millionen Spätaussiedlern aus Rußland.

Was bleibt als Ergebnis dieser Eliten-Verelendung festzuhalten? Nüchtern: Bundesregierung, Landesregierungen und Wissenschaftsorganisationen (Deutsche Forschungsgemeinschaft, Max Planck-Gesellschaft, Fraunhofer-Gesellschaft usw.) erweisen sich in der Bildungspolitik als völlig steuerungsunfähig. Zynisch: Jedes Land hat das politische Personal, das es verdient. Anarchistisch: Hoffentlich geht diese Bildungsstümperei bald vor die Hunde.



Prof. Dr. Jörg Becker (geboren 1946) lehrt Politikwissenschaft an den Universitäten Marburg und Innsbruck. Er ist zudem Geschäftsführer des „KomTech-Instituts für Kommunikations- und Technologieforschung GmbH" in Solingen.

Umstrittener Geldsegen für »Viadrina«

Nicht überall quälen sich Studenten durch überfüllte Hörsäle, veraltete Bibliotheken und aus allen Nähten platzende Seminarräume, in denen genervte Dozenten verzweifelt versuchen, den Lehrbetrieb nicht völlig aus den Angeln geraten zu lassen. Es gibt sie noch, die Oasen, in denen die Fördermittel fließen wie einst, als Geld noch keine Rolle spielte.

Zu den Hätschelkindern der deutschen Universitätslandschaft zählt zweifellos die „Viadrina" in Frankfurt / Oder. Präsidentin dieser Hochschule mit kaum 5000 Studenten (große deutschen Unis bringen es gut auf das Zehnfache) ist Gesine Schwan, engagierte Sozialdemokratin mit guten Verbindungen ins Kanzleramt, seit sie für die SPD vergangenes Jahr gegen Horst Köhler für das Amt des Bundespräsidenten kandidierte.

Für die „Viadrina" hat der Bundestag mit den Stimmen von Rot-Grün im September eine Sonderzuwendung von 50 Millionen Euro lockergemacht – ohne daß sich die Uni, wie in der „Exzelenz-Initaitive" von allen anderen deutschen Hochschulen verlangt, irgendwelchen Wettbewerben zu stellen hatte. Mit der Summe soll eine Stiftung für die „Viadrina" aufgebaut werden.

Die Unions-Opposition erhebt den Vorwurf, die Uni erhalte das Geld bloß als Dankeschön für Schwans Einsatz für die SPD bei der Präsidentenwahl. Kurz vor den Bundestagswahlen sei dies noch schnell durchgezogen worden. Die Regierung wies die Kritik erwartungsgemäß zurück.

Die „Viadrina" war bereits 2004 in die Schlagzeilen gekommen, als bekannt wurde, daß dort Festgeldkonten angelegt worden waren, von denen unter anderem Weihnachtsfeiern finanziert wurden, wie die „Berliner Zeitung" berichtete. Einem anderen Bericht zufolge, wurde der Fall einer Mitarbeiterin aufgedeckt, die 9000 Euro Uni-Mittel auf ihr Privatkonto transferiert hatte, um sich davon ein Auto zu kaufen. Daß nach diesen Vorfällen von 2004 ausgerechnet die „Viadrina" in den Genuß besonderer Mittelzuweisungen kommen soll, löste in Hochschulkreisen Kopfschütteln aus. *JB*

Junge Wissenschaftler wollen zurück

330 deutsche Nachwuchsforscher appellieren aus den USA an die heimischen Minister / »Exzellenz-Initiative« begrüßt

Von JAN BREMER

Vermutlich gefiele es dem einen oder anderen Parteiprogandisten, auch die jungen deutschen Wissenschaftler, die alljährlich in Scharen das Land verlassen, als „unpatriotische" Elemente zu brandmarken. Doch sie flüchten nicht vor ihrem Land, sie suchen einen Ausweg, weil die Arbeitsbedingungen in Deutschland zu schlecht sind – bis hin zum völlig Unzumutbaren, wie der obenstehende Beitrag beschreibt.

80 Prozent der klugen deutschen Köpfe, die für einige Zeit in andere Länder der Welt gehen, vornehmlich in die USA, kommen ohnehin zurück, schätzt der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Peter Gruss. In der Fremde erwürben sie sich wertvolle Einsichten, die dem Forschungs- und Lehrbetrieb in Deutschland später zugute kämen.

Zahlreiche deutsche Superhirne jedoch bleiben für immer weg. Doch sie tun dies in ihrer großen Mehrheit weder leichten Herzens noch gar gern. In einem leidenschaftlichen Appell haben sich 330 deutsche Wissenschaftler, die zur Zeit in den USA arbeiten, an die deutschen Bildungsminister des Bundes und der Länder gewandt. Jeder von ihnen, so schreiben sie in dem offenen Brief, stehe demnächst vor der Entscheidung, „entweder nach Deutschland zurückzukehren oder eine dauerhafte wissenschaftliche Karriere im Ausland zu verfolgen". Die 330 bekunden dabei ausdrücklich ihre Interesse, ihre Zukunft in der alten Heimat zu suchen. Doch gebe es „deutliche Hindernisse bei einer solchen Entscheidung für Deutschland".

»Wir fühlen uns Deutschland verbunden«

Zusammengeschlossen haben sich die Nachwuchsgelehrten in der „Initiative Zukunft Wissenschaft". In dem Brief, der vergangene Woche in der „Zeit" publiziert wurde, beklagen sie beispielsweise, daß es für junge Hochschuldozenten in Deutschland sehr schwierig sei, eine dauerhafte Stelle zu bekommen. In den USA hingegen würden junge Wissenschaftler nach einer auf ein paar Jahre beschränkten Tätigkeit von einer internationalen Kommission begutachtet. Bei Erfolg winke dann eine unbefristete Beschäftigung. Dieses Modell empfehlen die 330 auch für Deutschland. Ebenso lassen sie durchblicken, daß bei der Auswahl von Bewebern für Stellen an deutschen Hochschulen nicht durchweg alles mit (ge-)rechten Dingen zugeht. In dem Brief liest sich das so: „Berufungskommissionen (in Deutschland) wählen ... nicht immer den wissenschaftlich besten Kandidaten aus." Die Forscher fordern daher ein durchschaubareres und nachvollziehbareres Verfahren zur Stellenvergabe. Ins Trockene übersetzt heißt das: Schluß mit Kungelei und Begünstigung.

Hapern tue es zudem an der gegenseitigen Anerkennung akademischer Leistungen in verschiedenen Bundesländern. Zudem sei die finanzielle Ausstattung oft kaum noch konkurrenzfähig mit der jener ausländischen Institute, mit denen sich die deutschen Universitäten im Wettbewerb um die fähigsten Köpfe befinden. „Mit großer Sorge" sehe man daher die Bestrebungen einzelner Bundesländer, den Hochschulen die Mehrheinnahmen aus Studiengebühren durch Kürzung der Direktzuweisungen wieder wegzunehmen.

Die Nachwuchswissenschaftler machen deutlich: „Wir fühlen uns Deutschland verbunden, auch wenn wir derzeit im Ausland tätig sind. Wir sind bereit, mit unseren spezifischen Erfahrungen den Reformprozeß der deutschen akademischen Landschaft mitzugestalten. Wir sind überzeugt, daß die Umsetzung der hier genannten Punkte viele von uns zu einer Rückkehr nach Deutschland bewegen würde." Mit dem „Reformprozeß" spielen die Nachwuchswissenschaftler auch auf die „Exzellenz-Initiative" von Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn (SPD) an. 1,9 Milliarden Euro sollen ab 2006 extra in die Spitzenforschung gepumpt werden, drei Viertel vom Bund, ein Viertel von den Ländern. Bis Ende September haben zahlreiche deutsche Universitäten ihre detaillierten Anträge bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) eingereicht.

Das Rennen um die Sondermittel hat begonnen

Schon die Tatsache, daß die Hochschulen in einen echten Wettbewerb geschickt werden, ist für deutsche Verhältnisse revolutionär. Daß anschließend Geld nicht nach dem angeblich „gerechten" Gießkannenprinzip verschüttet, sondern gezielt als Lohn für Leistungsfähigkeit und gute Zukunftsaussichten verteilt wird, hat ungeahnte Aktivitäten bei den Hochschulen freigesetzt.

Von dem Geldsegen profitieren sollen vor allem Unis mit einem überzeugenden Zukunftskonzept. Ihnen winken rund 21 Millionen Euro zusätzliche Förderung pro Jahr. Damit sollen starke Fachbereiche ausgebaut werden, die Internationalisierung der Forschung gefördert und ein besseres Management an den Hochschulen unterstützt werden. Nicht vorgesehen ist, mit dem Geld auch für eine bessere Betreuung der Studenten zu sorgen. Es geht allein um die Forschung.

Zehn Spitzenuniversitäten sollen den größten Teil des Fördertopfes erhalten. Schon kursieren Listen der Favoriten, die wohl am ehesten Aussichten auf Zuwendungen haben. Dazu zählen die Berliner Humboldt-Uni, die Universitäten von Bonn, Bremen, Frankfurt, Freiburg, Heidelberg, Mannheim und Tübingen, die LMU München sowie die Technischen Universitäten von Aachen, Darmstadt, Dresden, Karlsruhe und München.



»Mein kleiner grüner Kaktus«: A-Cappella-Gruppe Comedian Harmonists 1932



Fotos (3): Cinetext, Vokal total, GOP

»Veronika der Lenz ist da«: Die 30er wieder neu belebt



A-Cappella im neuen Gewand 2005: Maybebop

Das natürlichste Instrument der Welt

A-Cappella-Festival »Vokal total« in München belebt ein altes Genre neu

Von Rebecca Bellano

München steht derzeit unter dem Motto „Vokal total“ – nur wissen die meisten Münchner, geschweige denn der Rest der Republik, nichts davon – denn fernab von dem großen Medienrummel findet in der bayerischen Hauptstadt ein A-Cappella-Festival statt. A Cappella? Gibt es das denn noch?

Viele denken bei A-Cappella-Gesang wohl an die „Comedian Harmonists“, doch die hatten ihre Erfolge in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Zudem waren die weltweit erfolgreichen Sänger keineswegs die Erfinder dieses Genres und sangen mit Klavierbegleitung, was nicht der reinen Lehre entspricht, denn beim echten A-Cappella-Gesang ist die Stimme das einzige Instrument.

Es gibt sie noch die A-Cappella-Sänger, ansonsten wäre es Romy Schmidt, der Initiatorin des noch bis zum 4. Dezember im Spectaculum Mundi in der Graubündener Straße 100 stattfindenden „Vokal total“ nicht möglich, über 30 Bands für ihr inzwischen schon zum neunten mal stattfindendes Festival zu buchen. Und die Gruppen kommen nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich, Österreich, den Niederlanden, den USA, der Schweiz und Ungarn.

Obwohl die Nationalitäten und auch das Repertoire der Sänger äußerst vielfältig ist, ist ihre Fangemeinde ziemlich überschaubar. Romy Schmidt weiß, daß sie mit ihrem Festival ein Nischenpublikum bedient. Der Veranstaltungsort bietet zwischen 180 und 260 Personen Platz, nur bei einigen Veranstaltungen weicht sie immerhin auf größere Räumlichkeiten mit bis zu 1200 Plätzen aus. Trotzdem könnte die Nachfrage größer sein, denn die Bands sind alle auf ihre Weise gut. A-Cappella-Gesang bedeutet schließlich, daß die Gruppenmitglieder alle wirklich singen können müssen. Da keine Instrumente außer der eigenen Stimme und die der anderen Bandmitglieder da sind, kann man sich nirgendwo hinter verstecken. Doch die Verbreitung dieses Genres wird steigen, da ist sich die Initiatorin sicher. „Das ist eine Wellenbewegung, doch die geht nach oben.“ Außerdem würden die Gruppen immer eigenständiger. „Kein kleiner grüner Kaktus, der ist dieses Jahr verblüht“, statt dessen eine Reise durch die Welt der Musik, in der groovender Rock und gefühlvolle Balladen genauso ihren Platz haben wie freche Schlager und spritziger, gute Laune machender Pop.

Erstaunlicherweise bestehen auch viele der A-Cappella-Gruppen aus jungen Menschen, die fernab der angesagten Musikszene Spaß daran haben, mit ihrer eigenen Stimme zu experimentieren, denn bei A-Cappella-Gesang reiht man sich nicht einfach brav in eine Reihe ein und singt seinen Part wie es in Chören üblich ist. Beim A-Cappella-Gesang zählt auch die Bühnenshow und der Mut, mal ungewöhnliche Geräusche zu machen, beispielsweise mit der Stimme Instrumente nachzumachen. So bringt „maybebop“, eine aus vier jungen Männern zwischen Mitte 20 und Anfang 30 bestehende norddeutsche A-Cappella-Gruppe, vom Sound her ein kleines Orchester auf die Bühne – nur mit ihren vier Stimmen versteht sich.

Bis Ende Oktober begeistern die vier Gesangstalente im „GOP“ in Bad Oeynhausen, einem Kurort im Norden Nordrhein-Westfalens. Oliver Gies, der Kopf des Quartetts, hat die Mitglieder streng nach ihren Stimmlagen ausgesucht. Er selbst singt Bariton, die Stimmlagen Countertenor, Tenor und Baß besetzen seine Kollegen. Bei ihnen gilt neben guter Stimme die ausdrucksstarke Bühnenpräsenz, denn sie moderieren eine Varieté-Show. Dabei sind sie selber auch ein wenig Varieté, denn auch bei ihnen ist alles nur eine Frage des Muskeltrainings.

Wenn der 25jährige Lukas Teske dem Publikum sein „Mundschlagzeug“ vorführt und am Ende erschöpft zusammenbricht, johlt das Publikum. In der Zwischenzeit scherzen seine Bandkollegen von der Logenballustrade des 1908 erbauten Kaiserpalais, moderieren eine Akrobatin an, um kurz darauf selber wieder auf der Bühne ihre überwiegend selbst produzierten Musikstücke in deutscher Sprache zu präsentieren. Dabei treten die Vier durchaus als modernde „Comedian Harmonists“ auf. Gern auch mal im Anzug gekleidet mit frischen, amüsanten Texten erfreuen sie nicht nur das Ohr, sondern durchaus auch die Lachmuskeln des Publikums. Und so mancher Zuhörer kann sich den eingängigen Rhythmen schwer entziehen und so wird mitgeschunkelt, wenn Lukas Teske seiner Angebeteten zu singt: „Du zweite Wahl, du Kompromiß, bis was besseres kommt kannst du bleiben. Du zweite Wahl Provisorium, bis auf weiteres lieb ich dich so ... lälá.“

Informationen: Telefon (089) 745 765 82, www.specataculum-mundi.de

Auf Bismarcks Spuren in Friedrichsruh

Zwei Museen informieren auf unterschiedliche Weise über den großen deutschen Staatseiniger

Von Bernhard Knapstein

Otto Fürst von Bismarck, Herzog von Lauenburg, ist der wohl verehrteste deutsche Staatsmann seit Friedrich dem Großen. Dem einst beliebtesten und zeitweilig auch gefürchtetsten Deutschen sind gleich mehrere Museen und über 240 Bauobjekte gewidmet.

Während von letzteren sogenannten Bismarcktürmen heute noch 172 Exemplare auf historischem Reichsterritorium existieren und stumme Zeugen der Verehrung von einst für den Eisernen Kanzler bleiben, sind alleine nach dem Tag der kleindeutschen Einheit von 1990 drei Museen für den Reichseiniger von 1871 errichtet worden.

1996 das Museum der Otto-von-Bismarck-Stiftung im alten Bahnhofsgebäude von Friedrichsruh, 1998 auf Gut Schönhausen II, das schon 1891 als Bismarkmuseum eingerichtet worden war, und zuletzt 2004 in Jever.

Etwas älter sind das Bismarck-Museum in Bad Kissingen und das Bismarck-Museum der fürstlichen Familie, das nur einen Steinwurf vom Stiftungsmuseum in Friedrichsruh entfernt liegt.

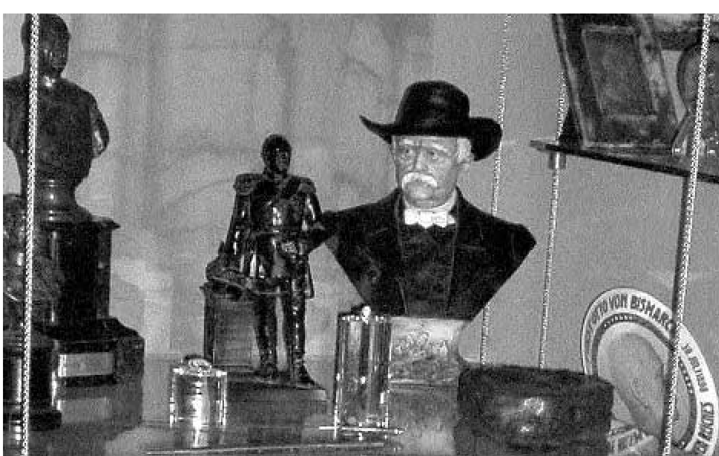
Friedrichsruh, das ist das teilweise kriegszerstörte Bismarck'sche Schloß mit einigen Nebengebäuden und Bahnhof in einer Senke im östlich von Hamburg gelegenen Sachsenwald.

Fast unscheinbar mutet es an, wären da nicht ein sehenswerter Schmetterlingspark, die Gruft des Eisernen Kanzlers, ein ehemaliges Forsthaus als beliebtes Ausflugslokal und eben jene beiden Museen.

Die Ausrichtungen der Bismarckmuseen sind durchaus unterschiedlich. Während das fürstliche Museum das Leben des Reichskanzlers vor allem durch die Präsentation von Gemälden, Uniformen, Orden, Huldigungspräsenten und Bismarcks Bürointerieur darstellt und das Museum in Schönhausen einen Schwerpunkt auf die altmärkische Herkunft Otto von Bismarcks legt, Bad Kissingen vor allem den Kurgast Bismarck vorzustellen vermag, ist das Museum der Bismarck-Stiftung mehr der wissenschaftlichen Darstellung der Bismarckschen Zeit und der damit verbundenen Umwälzungen verpflichtet.

Bleiben wir in Friedrichsruh, dem Lebensmittelpunkt des Fürsten seit 1871. Der eine Ausstellungskomplex im alten Landhaus wirkt etwas muffig und verstaubt aber aufgrund der vielen historischen Ausstellungsstücke auch sehr authentisch, das andere ist modern eingerichtet und verfügt über eine ausgefeilte Museumspädagogik. Beiden Museen ist etwas abzugewinnen. Es ist daher sinnvoll, die räumliche Nähe nutzend beide Museen zu besuchen, nachdem man im fürstlichen Mausoleum an der Gruft des Kanzlers innegehalten hat.

Die Otto-von-Bismarck-Stiftung ist in ihrer Existenz keine Selbstverständlichkeit. Der Bund sieht sich zwar bei der Wahrung des Andenkens an bedeutende Staatsmänner der eigenen Geschichte offiziell in der Pflicht. Freilich hat er sich aber bei der Ehrung des ersten deutschen Reichskanzlers sehr wohl Zeit gelassen. 99 Jahre hat es nach dem Ableben des Fürsten bis zum Beschluß des Deutschen Bundestages von 1997 zur Gründung der Otto-von-Bismarck-Stiftung gedauert. Konrad Adenauer, Friedrich Ebert, Theodor Heuß und Willy Brandt erhielten ihre analoge Würdigung erheblich schneller. Zeitrahmen und auch die Kämpfe der fürstlichen Familie um die Errichtung der Stiftung verdeutlichen die Ambivalenz der deutschen Politik zu dem erfolgreichsten deutschen Außenpolitiker der Neuzeit.



Neben fundierten Informationen zur Person und Politik zeigen die Museen auch, wie die Bevölkerung den preußischen Staatsmann verehrte Foto: BK

Der Eintritt in das Stiftungs-Museum ist gebührenfrei. Schon von außen macht der alte aber topsanierte Bahnhof eher den Eindruck, als sei er das Schloß. In sechs Räumen werden die deutsche Außen- und Innenpolitik anschaulich dargestellt. Die dort präsentierte Dauerausstellung zeigt verschiedene Inszenierungen, die den Eindruck historischer Situationen vermitteln. Videofilme geben Hintergrundwissen zum Deutschen Bund sowie zum Heeres- und Verfassungskonflikt. Der Betrachter erlebt die Geschichte der Bismarck-Ära mit all seinen Facetten. Er kann auf einen Kartentisch gestützt die deutsche Außenpolitik 1871 bis 1890 nachvollziehen und kann im „Kladderadatsch“ lesen und einen Hauch Kulturkampf aufschnappen. Besonders stolz ist die Stiftung auf die goldene Schreibfeder, mit der Bismarck 1871 den deutsch-französischen Friedensvertrag unterzeichnete. Die Ausstellung endet mit einem Blick auf Bismarck als nationale Kultfigur.

Zur Stiftung gehören eine kleine Bibliothek mit rund 4000 Bänden und ein Archiv. Letzteres ist zwar im Geräteschuppen untergebracht, es gilt aber dennoch als Schatz der Stiftung, da die Bismarck-Ära in der Wissenschaft noch immer als lückenhaft editiert gilt. Zwei Publikationsreihen sollen Abhilfe schaffen. Die neuesten Forschungsergebnisse werden in der „Wissenschaftlichen Reihe“ publiziert. Umfangreiche Monografien und Vorträge gibt die Stiftung in den „Friedrichsruher Beiträgen“ heraus. Das Archiv birgt sicherlich noch manches Geheimnis. Aufsehen erregten vor einiger Zeit bis dato unbekannte Dokumente, die Aufschluß über eine vorübergehende Beziehung des Kronprinzen Wilhelm zu einer elsässischen Prostituierten gaben. Bismarck unterband die Liaison und kaufte alle Beweisstücke auf, um Mißbrauch zu verhindern. Was Bismarck der Öffentlichkeit einst verheimlichte, ging nun prompt durch die Boulevard-Presse.

Abgesehen von solchen Ausreißern wird das Archiv wohl eher dazu dienen, nüchterne Hintergründe zur Bismarck'schen Politik zu Tage zu fördern. Öffentliche und geschlossene Tagungen sollen den wissenschaftlichen Diskurs über Otto von Bismarck und seine Zeit vertiefen und ungelöste Fragen beantworten helfen.

Ganz gleich, ob einen der Sonntagsausflug, die Klassenfahrt oder eine Tagung nach Friedrichsruh im Sachsenwald geführt hat, auf einer Anhöhe jenseits des Schlosses lädt seit jeher das Restaurant im alten Forsthaus zur Kaffeepause ein. Es hatte seine Berühmtheit weniger durch Bismarck'sche Jagdfreuden als vielmehr 1938 durch das Trainingslager Max Schmelings für seinen Weltmeisterschaftskampf erlangt.

Kontakt: Otto-von-Bismarck-Stiftung, Am Bahnhof 2, 21521 Friedrichsruh, Telefon (0 41 04) 97 71-0, www.bismarck-stiftung.de, info@bismarck-stiftung.de und Bismarck-Museum, Altes Landhaus, 21521 Friedrichsruh, Telefon (0 41 04) 24 19, Fax (0 41 04) 96 03 27

Lug und Trug

Betr.: „Mut zur Wahrheit“ (Nr. 39)

Die Wahrheit ist ein rein privater Wert geworden, in der Familie und im Freundeskreis gültig. Darüber hinaus herrschen Lug und Trug. Ich wüßte keinen Politiker zu nennen, der Wahrheit und Lüge nicht nach Bedarf zu seinen Zwecken einsetzt. Wahrscheinlich werden wir nie erfahren, wie viele Stasi-Spitzel im Bundestag sitzen. Neben ihnen dürfte es aber auch andere geben, die keinen Deut besser sind, die die Wiedervereinigung niemals wollten und mit der SED gekungelt haben.

Klaus Hafner, Bocholt

Wir können sehr gut auf die Türken verzichten

Betr.: „Türkei-Beitritt gefährdet Abendland“ (Nr. 39)

Es hat diesmal nur drei Tage gedauert, bis Österreich – nein, der Regierungschef Schüssel (denn das Wahlervolk, will zu 80 Prozent die kulturfremden Türken nicht in der EU haben) – wie üblich umgefallen ist.

Zuerst kommt immer die Versicherung, Schüssel werde hart bleiben. Dann läßt er bei den ersten lächerlichen politischen Drohungen aus Schreck vor seiner nicht vorhandenen Courage alles fallen. Es bedurfte a) nur einer Bemerkung der schwedischen Außenministerin Laila Freivalds „Hier stehen 24 Länder gegen eins und das wird wohl auf die Mehrheit hören müssen“ b) der deutschen Grün-Kommunistin Claudia Roth, die die Haltung der österreichischen Regierung als „eine Sauerei und miese Blockadenummer“ empfindet c) des schmollenden türkischen Außenministers Abdullah Gül.

Wir christlichen Europäer können sehr wohl auf die 80 Millionen Türken verzichten, die immer noch nicht im Traum daran denken, ihren Völkermord an den Armeniern zuzugeben, die meilenweit von einer Demokratie entfernt sind, denen Medien- und Kulturfreiheit ein Fremdwort ist und die unser Abendland als Christenclub beschimpfen.

Es wäre für uns alle das Beste gewesen, wenn der arrogante Herr Erdogan „beleidigt“ sein Beitrittsgesuch zurückgezogen hätte. Vielen Dank Herr Schüssel für ihre angekündigt dreitägige „mutige“ Haltung und damit Gute Nacht Österreich – mit solchen Glanzleistungen wird Ihre Partei bei den nächsten Wahlen sicher weiter Stimmen und Mandate verlieren und den Genossen in die Hände spielen!

Dr. Heinz Gerger, Alland, Österreich

»Ich bleibe Kanzler, ich gewann!«

Betr.: Bundestagswahl

Nun ist schon eine kleine Weil' vergangen, als Deutschland ist zur Wahl gegangen. Abends am Bildschirm wurd' gezittert, die einen selig – die anderen ganz verbittert.

Zu Mitternacht wurd' endlich klar, Wer Verlierer, wer Gewinner war. Ganz anders war noch später dann „Ich bleibe Kanzler“, denn – „Ich gewann!“

Da tat sich dann manch Wähler fragen: „Wo sind wir denn? Mir platzt der Kragen!“ Nun sucht man seit Tagen schon, wer mit wem macht eine Koalition.

Ampel-Schwampel und „Jamaika“, Kanzler-Teilung und so weiter. Die „Neuen“, die so gerne wollten, die „durften“ nicht, werden arg gescholten.

Da kann man seh'n, das kommt davon, so leicht gibt's keine Koalition.

Und Adenauer schaut vom Himmel, herunter auf das „Wahlgetümmel“ und hebt verschmitzt den Zeigefinger:

„Macht mir da unten keine krummen Dinger! Ich kann von oben alles seh'n! Vertragt Euch – Nun regiert man schön!“

Margot Kuhn, Rotenburg

Die CDU hat ihr Herz verloren

Betr.: „Fernab einer eigenen Identität“ (Nr. 32)

Es ist wirklich schlimm, daß Frau Merkel und die CDU/CSU nur ein Notbehelf sind, die man nur mit großen Bauchschmerzen wählen kann, um Schlimmeres verhindern zu helfen. Man könnte meinen, die CDU hätte ihr Herz verloren, sie ist zu einer Hülle ohne Kern geworden. Dem Konservativen bietet sie schon lange keine Heimstatt mehr. Ängstlich schielt sie nach allen Seiten, um nur ja nicht als deutsch, national, wertorientiert zu gelten. Wir denken noch mit Entsetzen an das feige Zurückweichen vor der Leitkultur, die doch jedes Volk benötigt, wenn es ein Volk sein will. Oder denken wir an Hohmann, der Merkel Anlaß bot, über die Nation und ihre Befindlichkeit nachzudenken. Sie kam über ein Andenken nicht hinaus und ließ Gras über etwas wachsen, dem sie als Bürgerin nicht fernzustehen scheint. Windeln und Hundefutter symbolisieren eine Partei, die ihr nationales Herz verloren hat.

Felicia Schneider, Braunschweig

Das Volk hat Angst vor Neubeginn

Betr.: „Neuwahl oder Neubeginn?“ (Nr. 37)

Einen Neubeginn wird es nicht geben. Der Souverän hatte Angst davor, fürchtete Nachteile für sich und ging den linken Rattenfängern auf den Leim. Eine Regierung Merkel ist denkbar unwahrscheinlich. Sollte sie wider Erwarten noch Kanzlerin werden, dann werden ihr die Hände für einen Neubeginn gebunden sein, wenn sie denn überhaupt zu ihm fähig gewesen wäre.

Der Arbeitsplatzabbau geht weiter. Der Schuldenberg steigt. Deutschland geht aus Mangel an Kindern und den Folgen des Zuzugs von Muslimen zu Grunde. (Warum will Schröder die Türkei in die EU holen?) Niemand wagt, sich allen Problemen und Gefahren zu stellen. Wie lange dauert es noch, bis der Schuldenberg so hoch ist, daß der Großangriff auf unsere Ersparnisse erfolgt und unsere Währung abgewertet wird?

Katharina Meißner, Stuttgart

Wie ein Krieg gegen das eigene Volk

Betr.: Leserbrief „Wertloses Volk“ (Nr. 34)

Beim Lesen des Leserbriefes versuchte ich mir die Menge von 18 Millionen Menschen vorzustellen, die „einfach so“ nicht leben durften. Es ist die Gesamtzahl der Einwohner der einstigen DDR zuzüglich der einer Zwei-Millionen-Stadt in der alten BRD. Bei dieser Vorstellung begreift man erst so richtig die Ungeheuerlichkeit. Es ist wie ein Krieg gegen die eigene Familie und das eigene Volk.

Ich will nicht richten, aber daran erinnern, daß hier sehr viel mehr nachgedacht und eventuell geholfen werden muß. Wer weiß wieviel hochbegabte Menschen, die uns heute fehlen, auf diese Weise entsorgt (!) wurden ...

Ruth Bachmann, Bad Arolsen

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Clemens Range
(Verantwortlich f. d. redaktionellen Teil)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Sverre Gutschmidt (Kommissarisch); **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2003 Bezugspreis Inland 7,55 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 9,50 € monatlich, Luftpost 13,20 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 26,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.LM-Ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **6844**

Junge Frauen graben 1945 ein Stück Land neben den Baracken des Lagers um: Rund 18 000 deutsche Flüchtlinge lebten im Lager Klövermarken vor den Toren von Kopenhagen. Die dänische Regierung hatte für viele Millionen Kronen Holzfällerbaracken in Schweden gekauft, um den Flüchtlingen eine Unterkunft zu bieten Foto: pa

Meine Mutter und ich sind den Dänen dankbar

Betr.: „Gemischte Gefühle“ (Nr. 38)

Zunächst: Ich habe mich gefreut, daß das Buch „Deutsche Flüchtlinge in Dänemark 1945–1949“ schließlich doch noch in der *PAZ* besprochen und somit überhaupt bekannt gemacht wird. Vielleicht findet es dadurch weitere Abnehmer.

Es stimmt, auf Seite 216 oben verwendet der Autor den Ausdruck „human auf einem niedrigen Niveau“.

Dies allein zu zitieren klingt aber sehr negativ; in dem gesamten Absatz steht doch viel mehr und auch durchaus sehr Positives. „... Diese Versorgung auf niedrigem Niveau verlangte von Dänemark große materielle und organisatorische Anstrengungen ...“ und so weiter.

Wie ging es denn den Deutschen in Deutschland vor der Währungsreform (soweit sie keine „Verbindungen“ zum Beispiel aufs Land hatten)? Dieses Niveau war viel niedriger als unseres als Flüchtlinge in Dänemark. Ich gehöre jedenfalls zu denen, die Dänemark dankbar sind, desgleichen meine 1985 verstorbene Mutter.

Wie ich gerade zu der „Ehre“ kam, von Ihnen zitiert zu werden, weiß ich nicht.

Ruth Henke, Kiel

Ostpreußisch

Betr.: „Unternehmer für das Stadtschloß“ (Nr. 35)

In Ihrer Darstellung des erfolgreichen Unternehmers Hans Wall haben Sie nicht erwähnt, daß Hans Wall einen ostpreußischen Hintergrund besitzt. Ich zitiere die „Berliner Morgenpost“: „Walls Vater, ein ehrgeiziger Ostpreuße, habe den Sohn streng erzogen. ‚Als ich in der fünften Klasse einen Notendurchschnitt von 3,3 hatte, nahm er mich an die Hand, ging zum Lehrer und sagte: Da brauchen wir ja wohl nicht ans Gymnasium denken‘, sagt Wall.“

Eckhard Zielinski, Berlin

Bananenrepublik

Betr.: „Die Leere nach der Wahl“ (Nr. 38)

Wer hoch pokert (Schröder) ‚sollte auch verlieren können. Mit ihren Taschenspielertricks um das Kanzleramt beweist die SPD (eine Partei mit großer demokratischer Tradition), wie verkommen ihr Demokratieverständnis heute ist, und beschädigt nicht nur ihr eigenes Ansehen, sondern auch das der Bundesrepublik Deutschland. Oder sind wir vielleicht doch schon auf dem Niveau einer Bananenrepublik angekommen?! Ich hoffe, sie findet zum Wohle unseres Landes wieder auf den Boden der politischen Realität zurück.

Wolfgang Hoffmann, Buchholz

Die Union muß Adenauers Fehler korrigieren

Betr.: „Die Leere nach der Wahl“ (Nr. 38)

Die Bundestagswahl hat zu dem befürchteten Ergebnis geführt. Als wenn es verabredet gewesen wäre, wurden von den etablierten Parteien die wirklich brisanten Probleme wie Europa- und Ausländerpolitik, Bundeswehrauslandseinsätze unter anderem tabuisiert. Die immer wieder beschworene soziale Gerechtigkeit mußte und wird eine vieldeutige Farce bleiben, solange unser Staat mit internationaler Solidarität überfordert bleibt.

Die politisch Verantwortlichen müssen sich, soll Deutschland nicht endgültig scheitern, wieder den wahren Interessen ihres Volkes widmen. Man hat zuweilen die Sorge, als käme das „Deutsche Volk“ nur noch im Grundgesetz und an der Giebelfront des Reichstages vor.

Während 86 Prozent der rund 600 000 eingebürgerten Türken, so die Zeitung „Hürrijet“, Rot-Grün wählten, blieben wieder mehr deutsche Bürger den Wahlurnen fern.

Die Wahlbeteiligung sank auf ein Rekordtief von 77,7 Prozent und 760 000 CDU-Sympathisanten trieben die sekundären Wahlkampfthemen, aber auch so skandalöse Vorkommnisse wie der Fraktions- und Parteiausschluß des CDU-Abgeordneten Martin Hohmann, ins Nichtwählerlager.

Alles Gründe für das nun gegebenen Patt zwischen den beiden Lagern.

Aus all dem wird deutlich, daß es der Union dauerhaft nicht mehr gelingen wird, den Alleinvertretungsanspruch im bürgerlichen Lager aufrechtzuerhalten und regierungsfähige Mehrheiten zu erreichen.

Bisher hat die Union nicht nur rechtsextreme, sondern auch bürgerlich-konservative Parteien fanatisch bekämpft und mit allen Mitteln als Konkurrenten ausgeschaltet. Zur Beseitigung der parteipolitischen Asymmetrie bedarf es dringend einer demokratischen Rechtspartei, die besonders von den vielen enttäuschten Bürgern wieder als eine wählbare Alternative angenommen werden kann.

Die „Enkel“ von Konrad Adenauer sollten wissen, daß Adenauer am Ende seines Lebens es als einen seiner größten innenpolitischen Fehler bezeichnete, die rechtsnationale Deutsche Partei, die ihm einst ein verläßlicher Koalitionspartner gewesen war, eliminiert zu haben.

Adenauers Fehler ließe sich korrigieren.

Karl Betz, Reiskirchen

Der SPD Steilvorlagen freihaus geliefert

Betr.: „Die Leere nach der Wahl“ (Nr. 38)

Führenden CDU/CSU-Politikern sei angesichts dieser blamablen Wahlniederlage ins Stammbuch geschrieben: Wer so kalt unsozial auftritt (auch zuletzt in Hessen bei Brutalprivatisierungen und Massenentlassungen und Bayern mit Brutalkürzungen im Haushalt und dadurch Reduzierungen im Sozialbereich und beim Hochwasserschutz) und statt überzeugender ökonomisch-finanzieller Alternativen nur dümmliche Dilettanten-Phrasen und kurpfuscherische Gesundbeterei anzubieten hat, der hat es auch nicht verdient zu siegen, der kann eben zum wiederholten Male das (seit Adenauers Wohltaten materiell verwöhnte und später durch SPD-Anspruchsmentalität vollends verdorbene) Volk nicht mehrheitlich überzeugen!

Wie kann man nur politisch so dumm sein zu glauben, man könne ohne soziale Wärme und Versprechungen beim Volke in Wahlen siegen? Was für kaltvolksferne Krämerseelen waren da am Werke, die unausgegorene Steuerreformmodelle und Kostenreduzierungen zum Hauptthema machten und das auch noch für wählerattraktiv hielten? Wie konnte man nur diese Groß-Dummheit der Mehrwertsteuererhöhung und der Streichung der Nachtarbeiterzulagen verzapfen und so der ewig sozialdemagogischen und sozialbetrügerischen SPD (die bei erneuter Regierung natürlich wie oft skrupellos Steuern erhöht angesichts der Haushaltskatastrophe!) die Steilvorlagen freihaus liefern?

Solche unfähigen Politiker ohne Gespür für die Volksstimmung gehören abgelöst, wenn CDU und CSU noch einmal eine Chance haben wollen!

Horst J. Schäfer, Frankfurt am Main

Glückstreffer

Betr.: Klaus Rainer Röhl

Ihr werter Autor entpuppt sich ja immer mehr als ein Glückstreffer der besonderen Art für ihren Verlag und besonders für uns Leser!

Gerhard Behrendt, Bielefeld

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Die Willkür kennt keine Grenzen

Wie schwer es sein kann, Wladimir Putins Reich zu verlassen / Ein Erfahrungsbericht von Georg Gafron

Angeregt durch die Fernsehbilder von der 750-Jahr-Feier der Stadt Kaliningrad, die freilich bis vor 60 Jahren Königsberg hieß, haben mein 21 Jahre alter Sohn und ich vor kurzem die russische Stadt im ehemaligen Ostpreußen besucht. Das taten wir frei von Argwohn, hatte doch der Umgang des Bundeskanzlers Schröder mit dem russischen Präsidenten Putin auch bei dieser Gelegenheit den Eindruck freundschaftlicher Normalität zwischen Deutschen und Russen vermittelt. Von Litauen aus reisten wir über die Kurische Nehrung in die Oblast Kaliningrad ein. Das ging an dem wenig frequentierten Grenzübergang Nida (einst Nidden) ohne Schwierigkeiten. Aufgefallen ist mir dort allerdings, daß Fahrzeuge mit litauischem oder lettischem Kennzeichen sehr langsam abgefertigt wurden. Mit der Sympathie für die benachbarten EU-Länder, so dachte ich mir, scheint es nicht weit her zu sein. Nach drei Tagen Königsberg, mit den unterschiedlichsten Erfahrungen, wurde diese Vermutung zur Gewißheit.

Im Reiseführer hieß es, daß bei der Ausreise nach Polen in der Regel mit längeren Wartezeiten zu rechnen sei. Also machten wir uns schon mittags auf den Weg zum russisch-polnischen Grenzübergang Mamonovo (einst Heiligenbeil). Wenige Kilometer vor der Grenze kündigte ein Schild „Waiting-Lines“ an. Auf einem großen Parkplatz standen schon Hunderte Autos mit polnischen Kennzeichen. Deren Insassen saßen mit störrisch-düsterer Miene auf Bänken herum. Uns händigte man einen Passierschein aus und wies uns in eine Spur zum Verlassen des Platzes ein. Kurze Zeit später stießen wir auf eine kilometerlange Schlange polnischer Fahrzeuge. Neben den Autos waren Liegestühle aufgestellt und kleine Lagerstätten errichtet worden. Das sah nicht gut aus. An einem Miliz-Checkpoint mußten wir unsere Pässe vorzeigen. Ein fröhlicher Polizist sagte: „Nemetzki, o.k.“, wobei er uns mit einer Kopfbewegung bedeutete, in die für Russen vorgesehene Spur zu wechseln. Diese Schlange war nur etwa einen Kilometer lang. Dort warteten schon mehrere Fahrzeuge mit deutschem Kennzeichen. Zwei Dinge fielen mir auf: Es fuhren immer wieder Fahrzeuge mit ganz unterschiedlichen Nummernschildern in hohem Tempo auf der Gegenspur in Richtung Grenze. Und überall standen merkwürdige Menschen herum, die die Autofahrer ansprachen, sonst aber dauernd mit ihrem Handy telefonierten. Nach etwa einer Stunde – wir waren mittlerweile etwa hundert Meter vorangekommen, auf der polnischen Spur hatte sich gar nichts getan – schlich sich ein Mann in einem alten Kampfanzug an unser Fahrzeug heran. Nach allen Seiten nervös blickend, tuschelte er in gebrochenem Deutsch: „Wenn Sie mir 200 Euro geben, sind Sie in zehn Minuten an der Grenze.“ Ich fand diese Summe unverschämt hoch, willigte aber angesichts der sich abzeichnenden Lage zähneknirschend ein. Der Mann telefonierte.



Übergang an der Staatsgrenze zwischen dem Königsberger Gebiet und der Republik Litauen

Foto: Visum

Dann sagte er uns, wir sollten in genau zehn Minuten nach vorne fahren und dem russischen Posten das Codewort „Sajawka“ zuraunen. Gleichzeitig klärte er mich über die anderen, schon vorbeigefahrenen Fahrzeuge auf: „Die haben das gleiche Geschäft gemacht wie Sie.“ Ganz schön clever, ging es mir durch den Kopf. Die lassen hier lange Schlagen entstehen, um dann – ein perfektes System der Korruption – an der Grenze abzukassieren.

Nach genau zehn Minuten gab uns der Mann das Signal zum Aufbruch. Wir fuhren los. Vorbei an der Schlange, vorbei an einem großen Gittertor, das wie ein düsteres Symbol aus alten Sowjetzeiten wirkte. Dann hielt uns ein russischer Grenzer, ein hagerer Mittdreißiger, an: Was wir denn wollten? Ich suchte Augenkontakt und hauchte verschwörerisch gleich dreimal das Wort „Sajawka“. Völlig verständnislos blickte der Russe mich an, bevor sein Gebrüll begann. Er hielt mir eine rote Kelle vor die Nase und bedeutete uns, sofort umzukehren. Das taten wir – und stellten uns wieder ganz hinten an. Natürlich bekamen wir von diesem Zeitpunkt an den freundlichen Helfer in der alten Armeeuniform nicht mehr zu Gesicht. Offenbar hatte der Mann Streit mit den Grenzern, denn die Fahrzeuge anderer 200-Euro-Zahler konnten weiterhin schnell und problemlos passieren. Langsam, sehr langsam rückten wir in der Schlange voran. Bewegung gab es wohlgemerkt nur in der „russischen“ Schlange; bei den Polen nebenan standen seit Stunden die Ampeln auf Rot. Mittlerweile war es sieben Uhr abends geworden. Die Sorge beschlich mich, ob wir es bis Mitternacht über die Grenze schaffen würden – denn bis dahin galten unsere Visa.

Als wir gegen halb zehn an die Spitze der Warteschlange aufgerückt waren, kam ein russischer Offizier – die Mannschaft hatte inzwischen gewechselt – und wies die beiden vor uns stehenden russischen Fahrzeuge über die Grenze. Geschafft, dachten auch wir. Als der Mann unsere deutschen Pässe sah, begann aber auch er zu schreien und mit den Armen zu rudern, was wohl heißen sollte: zurück. Ich fragte ihn auf russisch nach dem Grund, waren doch zuvor alle Fahrzeuge mit deutschem Kennzeichen in dieser Spur abgefertigt worden. Er brüllte, daß wir hier keine Fragen zu stellen hätten. „Was an der Grenze der Russischen Föderation geschieht, entscheiden ausschließlich wir!“ Dann schrie er nur noch „daweij, daweij“. Ich versuchte noch einmal, ihm klar zu machen, daß wir schon neun Stunden warteten, in diese Spur eingewiesen worden seien und daß unsere Visa um Mitternacht ausliefen. Das interessierte den Grenzer nicht. Dafür brüllte er nur noch lauter „daweij, daweij“. Ich erinnerte mich an Erzählungen meiner Eltern vom Einmarsch der Roten Armee in Deutschland. Mein Sohn und ich waren verzweifelt. Was tun? Denn nun sollten wir uns in die polnische Spur stellen. Wartezeit mindestens 30 Stunden. Wir fühlten uns gedemütigt und maßlos schikaniert. Das war ein Willkürregime, wie viele Deutsche es in den Zeiten vor dem Transitabkommen zwischen der DDR und der Bundesrepublik auf den Transitwegen durch den SED-Staat zu spüren bekommen hatten.

Ich faßte den Entschluß, so schnell wie möglich an die Kurische Nehrung nach Nida zurückzukehren. Das sind rund 80 Kilometer über schlechte Straßen, ohne Beleuchtung und Ausschilderung. In Königsberg bat ich einen Taxifahrer uns zur Grenze zu lotsen. Der Mann erkannte unsere Lage sofort. „Hundert Dollar.“ Ich drückte ihm hundert Euro in die Hand und bedankte mich freundlich. Tatsächlich brachte uns der Mann durch die finstere Nacht bis an einen Schlagbaum. Dort erwartete uns ein Milizionär: „Die Grenze ist zu.“ Ich wußte, daß der Grenzübergang Nida rund um die Uhr geöffnet ist und bat ihn, doch den Schlagbaum zu öffnen. Weitere hundert Euro wechselten den Besitzer. Der Schlagbaum öffnete sich. Jetzt waren es noch etwa zehn Kilometer bis zur Grenze.

Um 0.28 Uhr fuhren wir in den russischen Grenzkontrollpunkt ein. Wir waren das einzige Fahrzeug. Ein sehr gut deutsch sprechender Offizier verlangte Fahrzeugpapiere und Pässe. Dann bat er uns, ihm zu folgen. Er prüfte unsere Reisedokumente und das Visum, schaute mich an und sagte: „Sie halten sich illegal auf dem Territorium der Russischen Föderation auf. Sie haben jetzt ein ganz großes Problem.“ Ich versuchte, dem Mann unsere Lage zu erklären. Doch dazu kam ich nicht. Schon nach den ersten Worten unterbrach mich der Offizier barsch: „Nein, nein, nein, das sind Ihre Probleme, nicht meine.“ Nach einem längeren Moment des Schweigens schaute er uns an und sagte: „Sie werden bestraft werden.“ Er müsse jetzt telefonieren und auch Leute holen. Dann gab er uns den Befehl, uns in unser Fahrzeug zu setzen und dieses auf keinen Fall zu verlassen. Das hätten wir auch nicht gekonnt, denn neben den Wagen stellte sich ein bewaffneter Grenzposten.

Nun begann wieder eine längere Wartezeit. Dann kehrte der Offizier zurück. An mich gewandt, sagte er: „Da Sie über ein Dauervisum für die Russische Föderation aus beruflichen Gründen verfügen, hätten Sie ein Kaliningrad-Visum gar nicht gebraucht. Insofern ist die Sache erledigt. Sie können die Grenze passieren.“ Er meinte damit wohl zu Fuß, mit einem Koffer in der Hand. Denn zugleich beschied er uns, daß mein Sohn nach Kaliningrad zurückfahren müsse, um sich dort bei der Miliz zu melden. Ich sagte dem Offizier, daß ich diesen Anweisungen auf keinen Fall folgen würde, schon aus Sorge um die Sicherheit meines Sohnes. Mit den Worten: "Merken Sie sich, in Rußland leben nur gute russische Menschen“, drehte er sich um und verschwand wieder im Kontrollgebäude. Ich sagte meinem Sohn, daß wir nun wohl verhaftet werden würden, wenn nicht anderes Schlimmes geschähe.

Etwa zwei Stunden später passierten wir die Grenze zu Litauen. Über die näheren Umstände möchte ich, um Dritte nicht zu gefährden, nichts berichten. Im litauischen Nida klingelten wir bei der ersten Pension und baten um eine Unterkunft. Zum Schlafen war uns allerdings nicht zumute. Dazu waren wir noch viel zu angespannt und zugleich erschöpft. Wir saßen uns schweigend gegenüber und tranken, entgegen aller Gewohnheit, eine Flasche Wodka.

Georg Gafron ist ein freier Journalist, der unter anderem für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ schreibt, aus der auch dieser Beitrag stammt.

Staat und Private investieren in Rauschen

Die rege Bautätigkeit im ostpreußischen Ostseebad ist nicht nur auf die 750-Jahrfeier Königsbergs zurückzuführen / Von Armin Matt

Für den Besuch des russischen Präsidenten Wladimir Putin und seiner beiden Gäste Jaques Chirac und Gerhard Schröder aus Anlaß der Königsberger 750-Jahrfeier wurde Rauschen groß herausgeputzt. Viel hat sich getan, seit bekannt war, daß die drei Politiker diesen Sommer auch hierher kommen würden.

Schon seit Monaten war die Hauptstraße eine Großbaustelle. Die Fahrbahn wurde neu asphaltiert, die Bordsteinkante erneuert und die Bürgersteige auf beiden Seiten ganz neu mit zum Teil farbigen Verbundsteinen gepflastert.

Die breite Freitreppe herab zum Ende der Uferpromenade wurde in monatelanger Bauzeit vollkommen überarbeitet und mit einer modernen, rutschfesten Verschleißschicht überzogen.

Die schon arg verwitterte Sonnenuhr am Fuß dieser Treppe wurde in diesem Zusammenhang komplett erneuert. Auch die etwas primitiven, angerosteten Geländer der Uferpromenade wurden zumindest in diesem Bereich in einer Länge von etwa 60 bis 70 Metern vollkommen erneuert.

Die ganze Treppenanlage erhielt zwei Reihen von neuen Laternen, gemauerte Blumenkästen und neue Sitzbänke.

Rauschens Promenade mit dem neuen Hotel „Grand Palace“

Fotos (2): Matt

Auch die einzige Fahrstraße, die zur Promenade herunterführt, wurde neu asphaltiert und der Bürgersteig mit neuen Verbundsteinen versehen, führen diese doch zum neuen Höhepunkt von Rauschen, dem Fünf-Sterne-Hotel „Grand Palace“. Es wurde gerade rechtzeitig für den Besuch der drei Staats- und Regierungschefs in Betrieb genommen.

Doch auch ohne das aktuelle, punktuelle Ereignis des Staatsbesuches wird schon seit drei bis vier Jahren viel von privater Seite in Rauschen investiert. Es sind schon Hunderte von eleganten Eigentumswohnungen errichtet worden, die den sehr reichen Moskauern als Zweitwohnsitz dienen. In der Regel sind diese bereits verkauft, ehe die Gebäude überhaupt fertiggestellt sind. Auch gibt es einige Dutzend prachtvolle Privatvillen sowie Anwesen, die im Besitz von großen Firmen sind und von diesen als Erholungsheime oder Tagungsorte genutzt werden. Offensichtlich setzen diese Investoren eine große Hoffnung in die Zukunft dieses Gebietes. Inwieweit diese Hoffnung, die durch den neuen Gouverneur Georgi Boos zusätzliche Nahrung erhält, berechtigt ist, muß die Zukunft zeigen.



Neue Sonnenuhr am östlichen Ende von Rauschens Promenade

Anspruchsvolle Ausgestaltung von preiswerten Reprint-Ausgaben

Melchior

Historischer Verlag



Röchling/Knötel/Friedrich
Die Königin Luise
in 50 Bildern für Jung und Alt
Preußens berühmteste Königin in farbenprächtigen Bildern.
Reprint der Originalausgabe von 1896.
Mit diesem wahrlich königlichen Bildband wurde der Monarchin ein einzigartiges und beeindruckendes Denkmal geschaffen.
Geb., 50 Seiten in farbigem Druck Format: 27 x 21 cm
Bes.t-Nr.: 4710 NUR € 24,95



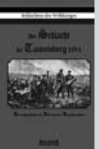
Knötel/
von Köppen
Preussens
Heer in Bild
und Wort
Von der Gründung des brandenburgischen Heeres bis zum Aufbau der Kriegsmacht des Deutschen Reiches.
Reprint der Originalausgabe von 1890.
Mit 36 zum Teil ganzseitigen Bildern im Farbendruck sowie 35 Vignetten
Geb., 80 Seiten,
Großformat: 23,5 x 30 cm
Best.-Nr.: 4711 NUR € 24,95



Territorialgeschichte des Preussischen Staates
Reprint des Standardwerkes von 1884. Sachkundig und informativ stellt der Autor die Territorialgeschichte der preußischen Länder dar. Die Geschichte der einzelnen Länder sowie Fürstentümer und die Darstellung der Ereignisse, die zur jeweiligen Erweiterung führten, ergeben einen umfassenden Einblick in die Geschichte Preußens und des Hauses Hohenzollern.
Geb., 414 Seiten, Format: 17 x 24 cm 12 Karten, 1 Karte ausklappbar
Best.-Nr.: 4791 € 29,95



Die Völkerschlacht bei Leipzig
Eindrucksvoll führt das Buch über die Schlachtfelder von Leipzig und schildert die einzelnen Kampfhandlungen. Viele Abbildungen und sechs herausnehmbare Karten veranschaulichen den Schauplatz.
Geb., 364 Seiten , Reprint der Originalausgabe von 1913, 52 Abbildungen, 6 herausnehmbare Karten
Best.-Nr.: 4888 € 24,95



Die Schlacht bei Tannenberg 1914
Hindenburgs Kampf um Ostpreußen 1914
Nachdruck der Originalausgabe aus dem Jahr 1927.
Gefechtsskizzen und Bilder vom Schlachtfelde geben ein zutreffendes Bild der Geschehnisse vor Ort.
Geb., 308 Seiten, 30 Bilder, 8 Kartenbeilagen, Format: 14,8 x 21 cm, mit 8 herausnehmbaren Plänen und Skizzen in einer Kartentasche
Best.-Nr.: 4893 € 24,95

Bitte liefern Sie mir gegen Rechnung

__ St. **Die Königin Luise** Best.-Nr. 4710 € 24,95
__ St. **Preussens Heer in Bild und Wort** Best.-Nr. 4711 € 24,95
__ St. **Territorialgeschichte des Preussischen Staates** Best.-Nr. 4791 € 29,95
__ St. **Die Völkerschlacht bei Leipzig** Best.-Nr. 4888 € 24,95
__ St. **Die Schlacht bei Tannenberg 1914** Best.-Nr. 4893 € 24,95
+ Versandkosten € 4,00

Name
Telefon
Straße, Nr.
PLZ, Ort
Datum/Unterschrift

Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg
Telefon: 040 / 41 40 08 27
Telefax: 040 / 41 40 08 58
info@preussischer-mediendienst.de
www.preussischer-mediendienst.de







Ruth Geede

Foto: Archiv

Lewe Landslied und Familienfreunde,

es ist der Stoff, aus dem Romane geschrieben werden. Aber es ist kein Roman, sondern ein kleines Büchlein, das einen Tatsachenbericht enthält, doch auch das ist eine Bezeichnung, die nur bedingt die Begebenheiten erfaßt, die hier geschildert werden. Es ist die Geschichte von der Geburt eines Kindes, die tief in das Leben eines noch sehr jungen Menschen eingreift, die er nie vergessen wird. Und die für ihn erst sehr spät die Lösung einer lange nur im Unterbewußtsein gestellten Frage brachte, kurz bevor er verstarb. Es ist eine anrührende, ja ergreifende Geschichte, ein Lebensbericht und eine Dokumentation, und sie konnte über einen Zeitraum von 60 Jahren nahtlos zurückgespult werden, auch dank der Hilfe unserer „Ostpreußischen Familie". Der Mann, der die Hebel in Bewegung setzte, **Eberhard Baumann** aus Salmbach, hat das Büchlein „Ein Kind soll leben" herausgebracht, dem er den Untertitel „Als deutsches Kind in sibirischer Kriegsgefangenschaft geboren" gab. Dieses Kind ist der heute 59jährige **Karl-Heinz Pudewell** aus Berlin, dessen schon abgeschlossen geglaubte, dunkle Vergangenheit so unverhofft erhellt wurde.

Es begann damit, daß Eberhard Baumann seinen Salmbacher Nachbarn **Alfred Weik** häufiger zu besuchen begann, als dieser erkrankte. Er spürte, daß den 77jährigen etwas beunruhigte, wenn er auf seine Kriegsgefangenschaft zu sprechen kam, und das geschah immer häufiger. Der im Nordschwarzwald geborene Zimmermann war mit 17 Jahren, kurz vor Kriegsende, zum Militärdienst eingezogen worden. Er haderte damals mit dem Schicksal, als er an die Front kam, seine Kameraden aber in Tübingen bleiben konnten. Später hat er es nicht mehr getan: Alle Kameraden starben bei einem Bombenangriff auf Tübingen, er aber überlebte im Kriegseinsatz und in russischer Gefangenschaft.

Von diesen Zeiten redete er, nun betagt und krank, mit Eberhard Baumann, der ebenfalls als junger Wehrmachtsangehöriger in Gefangenschaft gekommen war, allerdings bei den Amerikanern am Rhein. Alfred Weik sprach dankbar von jenem Major, einem Nachfahren des alten Blücher, der in den letzten Kriegstagen in der Tschechei dafür gesorgt hatte, daß der junge Mann nicht mehr zum Fronteinsatz kam. Nach Kriegsende flüchtete er mit anderen Kameraden, wurde von Partisanen gefangengenommen, den Russen übergeben und ins Lager Auschwitz gebracht. Von dort ging es zusammengepfercht wie Vieh im Gefangenentransport nach Rußland. 300 Kilometer östlich von Nowosibirsk wurden sie ausgeladen. Einige Gefangene wurden im Kohlebergbau eingesetzt, auch Alfred Weik, aber der 18jährige war zu schwach für diese schwere Arbeit. So kam er in das Lager Anschenka-Sudschensk, ein ehemaliges Lager für Deportierte, wo die Gefangenen zuerst eine winterfeste Behausung bauen mußten: Eine drei Meter tiefe Grube, mit Baumstämmen ausgeschlagen, dann mit Erde aufgeschichtet, wurde zur Behausung für etwa 500 Gefangene. Es begann eine furchtbare Hungerzeit, in der es nur um das Überleben ging, dazu mit Knochenarbeit bei bitterer Kälte bis zu minus 56 Grad.

Wenn Alfred Weik soweit in seinen Erinnerungen war, wurde er unruhig. Aber er mußte wohl loswerden, was ihn ein ganzes Leben lang beschäftigt hatte, jenes Erlebnis, das mit einer Begegnung im Krankenrevier begann. Der Gefangene war in das mit Strohsäcken gefüllte Erdloch eingewiesen worden, weil ihm einige Zehen erfroren waren. Eine jüdische Ärztin, die keine Aversionen gegen die deutschen Gefangenen hatte, gab ihm eine Salbe, die wunderbar half.

An einem Tag im November kam eine junge Frau in das Krankenrevier. Sie hieß **Berta Pudewell** und gehörte zu den verschleppten Frauen, die im Herbst 1945 gekommen und in Sonderbaracken und Erdbunkern untergebracht waren. Ihnen wurden die Köpfe kahlgeschoren, sie mußten sich genauso abschinden wie die Männer, waren aber noch weitaus schlimmer dran als diese, denn sie waren Freiwild für die russischen Wachmannschaften. Wenn es nachts zu schlimm wurde, flohen einige Frauen und suchten bei den deutschen Männern Schutz. Diese Frau war weder Wehrmachtshelferin noch DRK-Schwester wie die meisten, sondern hatte als junge Bäuerin auf einem Hof bei Allenstein gelebt. Ihr Mann stand irgendwo an der Westfront. Weil ihre Mutter den Hof nicht verlassen wollte, war sie nicht mit ihrem erst ein Jahr alten Kind geflohen. Die junge Mutter war gerade beim Melken im Kuhstall, als die Russen kamen und sie wegzerrten, ohne daß sie ihr Kind noch einmal sehen konnte. Sie wurde auf einen Lastwagen getrieben und ohne Gepäck, ohne Papiere, ohne weitere Kleidung nach Sibirien verschleppt. So wie viele Leidensgenossinnen aus den von den Russen eroberten Gebieten.

Die Frau, das sah Alfred Weik sofort, war hochschwanger. Das Kind stammte nicht von einem Russen, aber daß der Vater ein deutscher Verpflegungsoffizier war, erfuhr der junge Mann erst später. Denn die Frau flehte ihn an: „Du mußt mir helfen, die Wehen haben eingesetzt." Sie waren in der Erdhöhle, die mit einem Kohleofen beheizt war, nur zu zweit. Der 18jährige war vollkommen verwirrt: Wie sollte er der Gebärenden helfen? Die Frau legte sich auf den alten Strohsack und griff nach seiner Hand. „Tu alles, was ich sage, knie dich hin, und wenn eine Wehe kommt und du das Köpfchen nimmst, mußte du beide Hände nehmen und ziehen." Alfred Weik hatte keine Zeit zum Nachdenken, er hockte sich hin, die Wehen kamen kräftiger, und nach einer halben Stunde war das Kind da! Es war ein Junge, er lebte, und nach einem kräftigen Klaps auf den Po begann er zu schreien. Aber das Kind mußte ja abgenabelt werden. Alfred besaß eine alte Eisensäge, er holte sie und trennte damit die Nabelschnur durch, die er zuvor mit Fetzen von einem Strohsack nach den Anweisungen der Frau abgebunden hatte. Aber konnte ein Kind in diesem Elendslager überhaupt überleben? Die Mutter war so schwach, daß sie keine Milch hatte. Sie gaben dem Säugling Lagersuppe! Und die bestand aus Hirse oder Kohl! Mutter und Kind durften im Krankenrevier bleiben – auf Anweisung des Lagerkommandanten, der in den Jungen so vernarrt war, daß er ihn am liebsten adoptiert hätte, vielleicht weil er am 3. November, dem Tag der Oktoberrevolution, geboren wurde. Und er besorgte sogar ab und zu etwas Milch für das Kind, das auf den Namen Karl-Heinz Pudewell getauft wurde. Mit Tauwasser aus einer mit Schnee gefüllten Blechdose.

Noch einmal drohte das Schicksal zuzuschlagen. Das war als Alfred Weik im Januar 1947 entlassen wurde, weil er vollkommen entkräftet war. 4 000 Frauen und Männern wurden in Viehwagen gepfercht, auch Berta Pudewell und ihr Kind waren darunter. 30 Tage dauerte die Fahrt nach Westen bei eisiger Kälte, die Schwächsten erfroren oder verhungerten. Als der Transport nach 30 Tagen in Frankfurt an der Oder ankam, lebten nur noch knapp 800 der Entlassenen. Dort sah Alfred Weik die junge Mutter und das Kind, dem er auf die Welt geholfen hatte, zum letzten Mal. Sie wollte zu Verwandten ihres Mannes nach Berlin.

Und dann hat er nie wieder etwas von ihnen gehört!

Herr Baumann spürte, daß sein Nachbar dieses Ereignis nicht verarbeitet hatte, auch jetzt nicht nach einem arbeitsreichen und erfüllten Leben. Was ist aus der Mutter und dem Kind geworden, leben sie noch und wie? Diese Fragen standen unausgesprochen im Raum. Herr Baumann beschloß, ihnen nachzugehen. Aber wie?

Zuerst wurde ein Suchanzeige entworfen. Eberhard Baumann wandte sich an verschiedene Institutionen, die aber nicht weiterhelfen konnten. Da Frau Pudewell aus der Nähe von Allenstein stammte, schrieb er an den Kreisvertreter von Allenstein-Land der Landsmannschaft Ostpreußen, Leo Michalski, der das Problem auch an die *PAZ / Das Ostpreußenblatt* weiterleitete. In der Ostpreußischen Familie erschien dann am 27. März 2004 der Suchwunsch, an den sich viele Leserinnen und Leser sicher noch erinnern, da diese



Foto: privat

Mutter des Lagerbabys: Berta Pudewell

Geschichte alle bewegte. Über das Internet erfolgte eine weltweite Verbreitung. Die Resonanz war deshalb auch sehr lebhaft, Herr Michalski konnte 35 Anschriften von Trägern des Namens Pudewell an Herrn Baumann weiterleiten, aber der gesuchte Karl-Heinz war nicht darunter. Er schien unauffindbar.

Und dann geschah es: Acht Monate später, am 9. November, erhielt Herr Baumann einen Anruf aus Berlin: „Ich bin der Gesuchte!" Er war es tatsächlich, Karl-Heinz Pudewell, geboren im Lager Anscherka-Sudschensk. Beim Surfen im Internet war er auf seinen Namen gestoßen. Sein Erstaunen war natürlich groß, denn er hatte bisher nichts von einem „Geburtshelfer" gewußt. Nun überschlugen sich fast die Ereignisse. Herr Baumann eilte sofort zu Alfred Weik, um ihm dieses Wunder mitzuteilen. Wenige Tage später erhielt der kranke Mann einen Brief von dem nun schon 58jährigen „Lagerkind", Herr Weik schrieb zurück und so rollten sie jeder die eigene Lebensgeschichte auf. Die verlief natürlich für Karl-Heinz Pudewill nicht einfach, noch schwerer litt seine Mutter unter den Nachwehen der Gefangenschaft. Die Frau, die so ungeheuer stark in der wohl schwersten Stunde ihres Lebens gewesen war, wurde leidend und haderte mit dem Schicksal. Stärker wohl als die physische Belastung war die seelische, denn sie mußte nach der Rückkehr schwere Zeiten durchmachen. Ihr Mann besaß in Berlin ein kleines Häuschen, aber seine dort lebenden Schwestern wiesen der Heimkehrerin mit dem unehelichen Kind die Tür. Berta Pudewell ging dann nach Altenburg zu ihrer dort lebenden Schwester, wohin auch ihre Mutter mit dem zurückgelassenen Kind gezogen war. Als ihr Mann 1948 aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, ging die Familie nach Berlin. Berta Pudewill bekam noch ein drittes Kind, aber ihr Sohn, der als „Russenbengel" verschrien wurde, blieb ihr Liebling. Sie glaubte wohl, etwas gutmachen zu müssen, worunter sie doch am meisten leiden mußte. Als Invalidenrentnerin verstarb sie 1987. Von seinem leiblichen Vater hat Karl-Heinz nie etwas erfahren, das Thema war in der Familie tabu. Aber sein Stiefvater war selber in russischer Gefangenschaft gewesen, er hatte wohl mehr Verständnis für das Geschehen. Das Leben von Karl-Heinz verzog sich dann in geordneten Bahnen, er absolvierte eine Lehre als Gas-Wasser-Installateur und wurde Handwerksmeister. Doch mit seiner Vergangenheit wurde er immer wieder konfrontiert, sogar noch vor sechs Jahren, als er eine zweite Ehe eingehen wollte. Kurz vor der Trauung wurde ihm mitgeteilt, daß er als uneheliches Kind nach deutschem Recht nicht den Namen „Pudewell" tragen dürfe, unter dem er 53 Jahre gelebt hatte, sondern den Mädchennamen seiner Mutter. Er setzte alle Hebel in Bewegung und erwirkte eine Namensänderung.

Dem regen Briefwechsel sollte dann in diesem Sommer ein Wiedersehen folgen. Dazu kam es leider nicht. Alfred Weik verstarb am 11. März nach langer Krankheit, aber geborgen in seiner Großfamilie, und mit der Gewißheit, daß eine der schwierigsten Fragen seines Lebens gelöst worden war. Wie das kleine Büchlein von Eberhard Baumann beweist, das er in Gedenken an Berta Pudewell und Alfred Weik von der Autorin Barbara Scheffler in Worte fassen ließ. Eine Dokumentation, die mehr über deutsche Schicksale in der Kriegs- und Nachkriegszeit besagt als manche nüchterne Abhandlung. Und wir sind froh, daß wir mithelfen durften, sie aufzurollen.

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

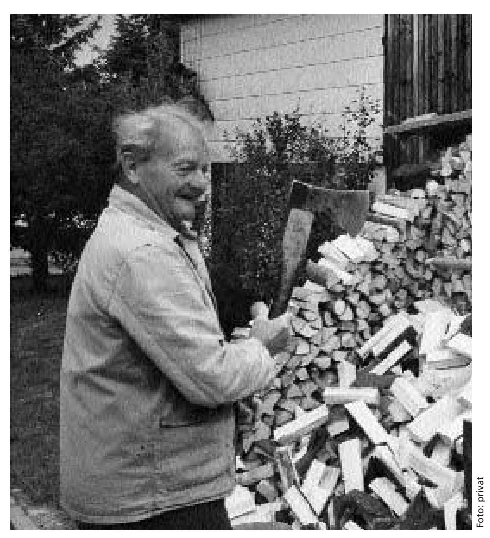


Foto: privat

Im Lager geboren: Karl-Heinz Pudewell



ZUM 104. GEBURTSTAG

Rothe, Helene, geb. Willig, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Peilickerstraße 8, 04318 Leipzig, am 7. Oktober

ZUM 103. GEBURTSTAG

Schiller, Käthe, aus Ortelsburg, jetzt Im Tannenbusch 3, 53119 Bonn, am 23. Oktober

ZUM 100. GEBURTSTAG

Blumenstein, Berta, geb. Konopka, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt bei Marquardt, Königsberger Straße 17, 71034 Böblingen, am 18. Oktober

ZUM 99. GEBURTSTAG

Kalinkat, Marta, geb. Hopp, aus Bredauen, Kreis Ebenrode, jetzt Erbhaistraße 2 A, 37441 Bad Sachsa, am 10. Oktober

ZUM 97. GEBURTSTAG

Stürmer, Friedrich, aus Pottlitten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Supperstraße 28-32, 70565 Stuttgart, am 23. Oktober

ZUM 96. GEBURTSTAG

Brusberg, Fritz, aus Hagelsberg, Kreis Gumbinnen, jetzt Flughafenweg 49, 46519 Alpen, am 22. Oktober

Kittler, Emma, geb. Unterberger, aus Schuggern, Kreis Ebenrode, jetzt Eisenbahnstraße 17, 45711 Datteln, am 10. Oktober

ZUM 94. GEBURTSTAG

Eckert, Lydia, geb. Kleibsties, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Scheuringskamp 9, 38518 Gifhorn, am 22. Oktober

Brozio, Hedwig, geb. Groß, aus Wallenrode, Kreis Treuburg, jetzt Pregelweg 18, 49356 Diepholz, am 19. Oktober

Paukstat, Charlotte, aus Gerwen, Kreis Gumbinnen, jetzt Eisfelder Straße 1, 98553 Schleusingen, am 19. Oktober

Münitz, Margarete, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Pulverstraße 72, 22880 Wedel, am 18. Oktober

ZUM 93. GEBURTSTAG

Czwikla, Erika, aus Sonnau, Kreis Lyck, jetzt Bodelschwinghstraße 27, 76829 Landau, am 18. Oktober

Pillkahn, Charlotte, geb. Hauptmann, aus Lyck, jetzt Limbecker Straße 83 b, 44338 Dortmund, am 21. Oktober

Pionczewski, Bruno, aus Königsberg, Leuggasse 144, jetzt Tiroler Straße 80, 60596 Frankfurt/M., am 19. Oktober

Schenk, Karl-Gustav, aus Sandau, Kreis Ebenrode, jetzt Blumenstraße 15, 39606 Osterburg, am 4. Oktober

ZUM 92. GEBURTSTAG

Becker, Gerda, aus Burgkampen, Kreis Ebenrode, jetzt Carolinenweg 5, 59439 Holzwickede, am 16. Oktober

Buxa, Gertrud, geb. Sdunkowski, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt Wöstenstraße 132, 49497 Mettingen, am 18. Oktober

Korn, Selma, geb. Fallack, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Am Linscheider Berg 6, 58579 Schalksmühle, am 18. Oktober

Rogge, Gertrud, geb. Miltenberger, aus Skulbetwarren, Kreis Elchniederung, jetzt C.-Holtschneider-Straße 4, 44145 Dortmund, am 18. Oktober

Zimmermann, Margarete, geb. Gutowski, aus Kiöwen, Kreis Treuburg, jetzt Vogelweide 46, 22081 Hamburg, am 18. Oktober

ZUM 91. GEBURTSTAG

Hischke, Emma, geb. Patzkowski, aus Eichenau, Gedw, Kreis Neidenburg, jetzt Billrothstraße 9, 24537 Neumünster, am 19. Oktober

Neumann, Johanna, aus Eichkamp, Kreis Ebenrode, jetzt Schlesierweg, 57339 Erndtebrück, am 21. Oktober

Packeiser, Erika, geb. Ostermann, aus Groß Weißensee, Kreis Wehlau, jetzt Prevorster Straße 22, 70437 Stuttgart, am 17. Oktober

Pogorsselski, Gertrud, geb. Becker, aus Nassawen, Kreis Ebenrode, jetzt Guerickestraße 46, 93053 Regensburg, am 15. Oktober

Riebers, Marianne, aus Lötzen, jetzt Otto-Ohl-Weg 20, 42489 Wülfrath, am 17. Oktober

Schachtschneider, Edeltraut, aus Ostpreußen, jetzt Hannerbusch 19, 58566 Kierspe, am 18. Oktober

ZUM 90. GEBURTSTAG

Blumenstein, Wilhelm, aus Kutzburg, Kreis Ortelsburg, jetzt Stralau Weg 54, 30179 Hannover, am 17. Oktober

Lange, Erwin, aus Wolittnick, Kreis Heiligenbeil, jetzt Duschweg 33, 22769 Hamburg, am 21. Oktober

Marchand, Minna, geb. Schäfer, aus Eichkamp, Kreis Ebenrode, jetzt Drosselweg 20, 35282 Rauschenberg, 19. Oktober

Müller, Grete, geb. Dommel, aus Tapiau, Wasserstraße, Kreis Wehlau, jetzt Heiligenstockstraße 8, 34587 Felsberg, am 17. Oktober

Pustlauk, Gertrud, aus Heubude, Danzig, jetzt Petersburgstraße 102, 29223 Celle, am 19. Oktober

Reinhardt, Helene, geb. Matzkowski, aus Schönhorst, Kreis Lyck, jetzt Hartungstraße 20, 20146 Hamburg, am 17. Oktober

Romanowski, Ernst, aus Lissau, Kreis Lyck, jetzt Wilhelmstraße 41, 46562 Voerde, am 22. Oktober

Scheidereiter, Fritz, aus Ruddekken, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Winklenburg 1, 42477 Radevormwald, am 11. Oktober

Zimdars, Olga, geb. Zimmermann, aus Peterswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Travemünder Allee 21, 23568 Lübeck, am 20. Oktober

ZUM 85. GEBURTSTAG

Belusa, Helene, aus Satticken, Kreis Treuburg, jetzt Felsenkellerweg 6, 31787 Hameln, am 18. Oktober

Bonitz, Gertrud, geb. Juschka, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Kutzerow 40, 17337 Uckerland, am 23. Oktober

Brandtner, Hans, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Rosental 27, 24241 Raisdorf, am 18. Oktober

Braunsberg, Walter, aus Waldwerder, Kreis Lyck, jetzt Seniorenwohnanlage Werra-Aue, Fritz-Aßmus-Straße 23, 98639 Walldorf, am 17. Oktober

Dalke, Magdalene, aus Tutschen, Kreis Ebenrode, jetzt Klippe 50, 42389 Wuppertal, am 21. Oktober

Gehlen, Helene, geb. Wagner, aus Wappendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Zollstraße 8, 54616 Winterspelt, am 18. Oktober

Gromke, Paul, aus Lehlesken, Kreis Ortelsburg, jetzt Römerallee 57, 53909 Zülpich, am 18. Oktober

Grumbkow, Rose-Marie von, geb. Siepmann, aus Eichen, Gubehnen, Kreis Wehlau, jetzt Hindenburgstraße 15-17, 45127 Essen, am 21. Oktober

Hasdorf, Elly, geb. Ruskowski, aus Omulefofen, Kreis Neidenburg, jetzt Schenkendorfstraße 27, 39108 Magdeburg, am 21. Oktober

Höfer, Margarete, geb. Schmerberg, aus Adlig Pohren, Kreis Heiligenbeil, jetzt Plauenstraße 44, 26388 Wilhelmshaven, am 20. Oktober

Jenter, Heinz, aus Bischofsburg, Kreis Rößel, jetzt Römersteinstraße 25, 72766 Reutlingen, am 10. Oktober

Karstens, Anna, geb. Lück, aus Groß Leschienen, Kreis Ortelsburg, jetzt To Osten 31, 25770 Hemmingstedt, am 18. Oktober

Kiesel, Waltraut, geb. Bajohr, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Ebersberger Straße 71, 83024 Rosenheim, am 19. Oktober

Kledtke, Hans Otto, aus Markhausen und Labiau, jetzt Backstraße 12, 41844 Wegberg, am 13. Oktober

Kobelun, Irmgard, geb. Flick, aus Göritten, Kreis Ebenrode, jetzt Edgar Bennertstraße 37, 19057 Schwerin, am 13. Oktober

Kubernus, Erna, geb. Schieweck, aus Willenheim, Kreis Lyck, jetzt Rheinlandstraße 32, 42549 Velbert, am 19. Oktober

Kurkowski, Joachim, aus Taabern, Kreis Mohrungen, jetzt Rüscherstraße 61, 32584 Löhne, am 20. Oktober

Kurschat, Christel, geb. Wiese, aus Treuburg, Fritz Tschirse 14, jetzt Zur Ahe 39, 27256 Rotenburg, am 18. Oktober

Leipacher, Kurt, aus Gruten, Kreis Elchniederung, jetzt Breslauer Straße 30, 48465 Schüttorf, am 23. Oktober

Mallin, Frithjof, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Maessle 23, 89312 Günzburg, am 20. Oktober

Manko, Alfred, aus Mostolten, Kreis Lyck, jetzt Germanenweg 12, 22455 Hamburg, am 18. Oktober

Mohr, Georg, aus Bürgersdorf, Kreis Wehlau, jetzt Neubauhof 10, 17159 Dargun, am 17. Oktober

Neumann, Ilse, geb. Jeremias, aus Wehlau, Parkstraße, Kreis Wehlau, jetzt Am Barbüschen II 10, 24808 Jevenstedt, am 23. Oktober

Niessen, Theodora, geb. Gehring, aus Ortelsburg, jetzt Schottelstraße 17, 47877 Willich, am 18. Oktober

Off, Anna, geb. Rehaag, aus Wernegillen, Kreis Heilsberg, jetzt Waldstraße 1, 47574 Gochniers-walde, am 10. Oktober

Olschewski, Irmgard, aus Trossen, Kreis Lötzen, jetzt Hengtekamp 44, 48563 Coesfeld, am 20. Oktober

Orlowski, Kurt, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Bugenhagenweg 30, 24763 Rendsburg, am 19. Oktober

Räder, Hans, aus Tutschen, Kreis Ebenrode, jetzt Reihe 12, 99880 Mechterstädt, am 6. Oktober

Schweins, Gertraud, geb. Bürgel, aus Kalthagen, Kreis Lyck, jetzt Haferkamp 5, 45475 Mülheim, am 18. Oktober

Sommer, Charlotte, geb. Preuß, aus Königsberg, Schrötterstraße 19, jetzt Elsa-Brandström-Straße 5, 37269 Eschwege, am 19. Oktober

Treuberg, geb. Trzeziak, Erich, aus Ortelsburg Abbau, jetzt Kleebergstraße 27, 36179 Bebra, am 12. Oktober

Wietoska, Otto, aus Lyck, jetzt Am Bahndamm 49, 26135 Oldenburg, am 17. Oktober

ZUM 80. GEBURTSTAG

Balzer, Joachim, aus Nußdorf, Kreis Treuburg, jetzt Meilerstraße 19, 58791 Werdohl, am 17. Oktober

Blank, Gertrud, geb. Usko, aus Lindenfließ, Kreis Lyck, jetzt Fliederweg 2, 68542 Heddesheim, am 19. Oktober

Brinkmann, Evamaria, geb. Knorr, aus Groß Hoppenbruch, Kreis Heiligenbeil, jetzt Poststraße 129, 27252 Schwaförden, am 3. Oktober

Geisel, Liesbeth, geb. Jeckstadt, aus Hainau, Kreis Ebenrode, jetzt Roßbachstraße 61, 06112 Halle/S., am 2. Oktober

Gerth, Gertraud, geb. Sbresny, aus Rotwalde, Kreis Lötzen, jetzt Grachtstraße 30, 52134 Herzogenrath, am 22. Oktober

Haseloff, Liesbeth, geb. Perle, aus Mildenheim, Kreis Ebenrode, jetzt Dorfstraße 3, 14797 Rietz, am 9. Oktober

Haupt, Walter, aus Wartenfeld, Kreis Elchniederung, jetzt Friedenstraße 25, 23554 Lübeck, am 18. Oktober

Herbers, Erika, aus Herrnbach, Kreis Lyck, jetzt Landeggerstraße 14, 49733 Haren, am 20. Oktober

Jann, Dorothea, geb. König, aus Königsberg, Mozartstraße 37 und Kolonialwaren-Beeck-Straße und Beethovenstraße, jetzt Elbingweg 9, 59494 Soest, am 14. Oktober

Janutta, Elisabeth, aus Grünheide, Kreis Treuburg, jetzt Koblenzer Straße 3, 41236 Mönchengladbach, am 18. Oktober

Klischat, Marga, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Dornheimer Ring 8, 68309 Mannheim, am 22. Oktober

Kruger, Meta, geb. Oldach, aus Mothalen, Kreis Mohrungen, jetzt Kelowna, B.C. 305, 1590 Spall Rd. Canada, VLY 9 W 3, am 20. Oktober

Langner, Waltraud, geb. Kuczenski, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Zugsoitzstraße 67, 82467 Garmisch-Partenkirchen, am 18. Oktober

Martens, Anneliese, geb. Lewerenz, aus Poppendorf, Kreis Wehlau, jetzt Hermann-Claudius-Weg 6, 22956 Grönwohld, am 17. Oktober

Maserowski, Elfriede, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt Kapaunenstraße 76 a, 12355 Berlin, am 17. Oktober

Müller, Jutta, geb. Beroleit, aus Dresden, Kreis Ebenrode, jetzt Graf Bernhardstraße 14, 32805 Horn-Badmein, am 14. Oktober

Nierstenhöfer, Ruth, geb. Düputell, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Alter Kirchweg 145 a, 21217 Seevetal, am 22. Oktober

Neumann, Willy, aus Groß Hoppenbruch, Kreis Heiligenbeil, jetzt Heinrichsdorf 13, 27446 Sandbostel, am 6. Oktober

Poplinski, Kurt, aus Lehmanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Rath 38, 41540 Dormagen, am 21. Oktober

Schwarzmann, Erika, geb. Kayser, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Am Hohenberg 5, 82335 Berg, am 18. Oktober

Schwirkschlies, Ruth, aus Peterswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Otto-Speckter-Straße 34, 22307 Hamburg, am 21. Oktober

Seifert, Elfriede, geb. Kledtke, aus Wilhelmsbruch, Kreis Elchniederung, jetzt Frankenstraße 5, 47178 Duisburg, am 22. Oktober

Semmelhack, Hilde, geb. Christoph, aus Schlakalken, jetzt Schulweg 3, 25355 Bullenkuhlen, am 20. Oktober

Sollmann, Horst, aus Lyck, jetzt Am Jahnplatz 6/I., 25566 Lägerdorf, am 23. Oktober

Templin, Hilde, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Hüllenweg 83, 50321 Brühl-Pingsdorf, am 21. Oktober

Thiel, Liselotte, geb. Noll, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Ostpreußenweg 19, 33689 Bielefeld, am 18. Oktober

Walden, Arthur, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt Rathausplatz 2, 66346 Püttlingen, am 20. Oktober

Wiechert, Elfriede, geb. Willig, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt 719, 7720 Street 108/ T6E5EL Edmonton Albe, Canada, am 9. Oktober

Wieden, Ruth, geb. Fidorra, aus Neu Werder, Kreis Ortelsburg, jetzt Greifswalder Straße 1, 56075 Koblenz, am 19. Oktober



ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Sadowski, Heinz, aus Großgarten, Kreis Angerburg, und Frau Hannelore, geb. Brevenau, aus Magdeburg, jetzt Lindenstraße 21, 39345 Neuenhofe, am 20. Oktober

Mit Wagemut und Augenmaß

Goldenes Ehrenzeichen für Manfred Hugo

Manfred Hugo wurde am 15. Januar 1942 in Brockhausen, jetzt Gemeinde Bad Essen, geboren. An den Besuch der Volksschule in Brockhausen und Bohmte schloß sich der Besuch des Gymnasiums Diepholz an, das er 1961 mit der Reifeprüfung beendete. Von 1961 bis 1965 studierte Manfred Hugo Rechts- und Staatswissenschaften in Münster. Nach den beiden juristischen Staatsprüfungen arbeitete er als Assessor bei einem Rechtsanwalt und Notar in Osnabrück. Die Vereidigung als Gerichtsassessor im Landgericht Osnabrück erfolgte am 22. September 1969. Seiner Tätigkeit als Staatsanwalt in Osnabrück in den Jahren 1973 bis 1980 folgte eine Position als Richter am dortigen Landgericht 1980 – 1986. Von 1986 bis 2001 war er Vorsitzender Richter am Landgericht Osnabrück. Am 9. September 2001 ist Hugo zum hauptamtlichen Landrat des Landkreises Osnabrück gewählt worden. Sein Amtsantritt erfolgte am 1. Juli 2002.

Manfred Hugo trat bereits 1959 der Jungen Union und ein Jahr später auch der CDU bei und wirkte mehrere Jahre als JU-Kreisvorsitzender im damaligen Kreis Wittlage. 1970 – 1990 war er Vorsitzender des CDU-Gemeindeverbandes Bohmte und in mehreren Wahlperioden stellvertretender CDU-Kreisvorsitzender von Osnabrück–Land. 1972 – 1994 hat Manfred Hugo die Position des Bürgermeisters von Bohmte bekleidet. Im September 1980 wurde er als stellvertretender Kreisvorsitzender in den Kreisvorstand der CDU Osnabrück Land gewählt. Zusätzlich leitete er von 1981 bis 1988 den Umweltausschuß.


Foto: Archiv

Geehrt: Landrat Manfred Hugo

1990 – 1994 ist er Vorsitzender des Aufsichtsrates der Grundstücks- und Wohnungsbau-Gesellschaft der Gemeinde Bohmte gewesen. Seit 1981 Mitglied des Kreistages des Landkreises Osnabrück, wo er unter anderem auch den Schulausschuß des Landkreises Osnabrück leitete, wurde er im August 1993 zum ehrenamtlichen Landrat des Kreises gewählt. Im Mai 2001 übernahm er zudem den Vorsitz des Kreisverbandes Osnabrück-Land der Europa Union Deutschland.

Dank seiner persönlichen Initiative und seines mutigen Eintretens für die Belange der deutschen Heimatvertriebenen konnte am 21. Mai 1999 zwischen den Landkreisen Osnabrück und Allenstein ein weitreichender Partnerschaftsvertrag geschlossen werden. Die Deklaration verpflichtet beide Landkreise zur Zusammenarbeit auf den Gebieten Förderung der öffentlichen Verwaltung, Förderung des Austausches der Jugend, Entwicklung des gegenseitigen Sportleraustausches, Vertiefung der gegenseitigen Kenntnisse über Kultur und Tradition, Förderung des gegenseitigen Verstehens und Förderung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den in beiden Landkreisen ansässigen Unternehmen.

Dieses beispielhafte Vertragswerk führte nicht nur zu einem regen Meinungsaustausch der verantwortlichen Funktionsträger, sondern auch zu persönlichen Begegnungen auf freundschaftlicher Basis. Hervorzuheben sind die kostenlose Zurverfügungstellung von Maschinen und Geräten für die Infrastuktur im Landkreis Allenstein, die Unterstützung bei der Einrichtung von Deutschunterricht an bereits 36 Schulen im Landkreis Allenstein, der funktionierende Schüleraustausch, die Unterstützung bei der Bewältigung schwieriger Verwaltungsaufgaben im Landkreis Allenstein, die Bereitstellung finanzieller Mittel, die es der Kreisgemeinschaft Allenstein-Land (KG) ermöglichen, vor Ort bei der Sanierung von Kirchen, Denkmälern, Wegkapellen und auch bei der Einrichtung von Sozialstationen in Gr. Kleeberg und Jonkendorf tatkräftig zu helfen.

Die KG Allenstein-Land und die Landsmannschaft Ostpreußen (LO) wissen die Umsicht, den Wagemut und das Augenmaß des Landrates Hugo sehr zu schätzen. Für ihn ist die deutsch-polnische Normalisierung kein verbaler Akt, sondern eine sehr persönliche Angelegenheit. Sein Augenmaß gilt den ehemaligen und den jetzigen Bewohnern im Landkreis Allenstein gleichermaßen. Um die zahlreichen Kontakte zwischen den Gemeinden im Landkreis Osnabrück und den Großgemeinden im Landkreis Allenstein weiter auszubauen, hat der Landkreis Allenstein am 5. Juli 2002 mit der KG Allenstein-Land einen viel beachteten Partnerschaftsvertrag abgeschlossen. Auch dieses Vertragswerk ist von Landrat Manfred Hugo gefördert und unterstützt worden.

In Würdigung und Anerkennung seiner Leistungen und seines Einsatzes für Ostpreußen und seine Menschen sowie für sein stetes Bemühen um eine gute Partnerschaft zwischen Polen und Deutschen und sein Bestreben, durch persönliche Aktivitäten auf sozialem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet den deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag mit Leben zu erfüllen, verleiht die LO Manfred Hugo das **Goldene Ehrenzeichen**.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Sonntag, 16. Oktober, 14.30 Uhr „60 Jahre danach – Erinnerung und Dankbarkeit“ – Podiums– Lesung, anschließend Erntedank mit Tombola in der Mehrzweckhalle in Buchen-Hainstadt. Der Bus fährt in Mosbach um 13 Uhr an Bleiche und Kaufland ab, über weitere Haltepunkte in O'Scheflenz, Großeicholzheim, Adelsheim, Osterburken, Hettingen bis Buchen (Edeka und Musterplatz). Nähere Auskünfte über Telefon (0 62 81) 81 35. – Sonnabend, 22. Oktober, 14 Uhr – Die Kreisgruppe gestaltet mit Musik, Tanz, Liedern und Theatervorführung einen „Ostpreußischen Nachmittag“ im Seniorenzentrum „Katharina von Hohenstadt“ in Limbach / Odenwald. Es fährt ein Bus ab Hainstadt 14 Uhr, Walldürn, 14.10 Uhr, Hettingen 14.20 Uhr und Buchen / Musterplatz und Edeka um 14.25 Uhr. Gäste können mitfahren. Die Trachtenträger in Tracht.

Ludwigsburg – Montag, 24. Oktober, 14.30-17 Uhr Herbst- und Erntedankfest im „Krauthof“, Beihinger Str. 27.

Reutlingen – Mittwoch, 19. Oktober, 12 Uhr trifft sich die Frauengruppe Reutlingen der Ost- und Westpreußen am alten Busbahnhof zur Fahrt nach St. Johann mit Mittagessen, Schlachtplatte, Herbstspaziergang auf unsere schöne Alb und den Wäldern. Gäste herzlich willkommen. Anmeldung bei Ilse Hunger, Telefon (0 71 21) 5 25 41.

Schorndorf – Dienstag, 18. Oktober, 14.30 Uhr Treffen zum Goldenen Oktober wie immer in der Karl-Wahl-Begegnungsstätte, Augustusstr. 4. Bitte Liederbücher und Frohsinn mitbringen.

Stuttgart – Mittwoch, 26. Oktober, 15 Uhr Lesung im „Hotel Wartburg“, Lange Str. 49 mit Irene Schwarz. Sie stellt ihr neues Buch „Mit Namen, mit Eltern, mit Heimat“ vor. Erlebtes, Erlittenes, in Briefen dokumentiertes in und aus ihrer Heimat Ostpreußen. – **Ulm / Neu-Ulm** – Sonnabend, 29. Oktober, 14.30 Uhr Schabbernachmittag in den Ulmer Stuben.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Kempten – Sonnabend, 29. Oktober, 15 Uhr Treffen im „Hotel Peterhof“, Ecke Salz-, Lindauer Straße.

Ulm / Neu-Ulm – Sonnabend, 29. Oktober, 14.30 Uhr Schabbernachmittag in den Ulmer Stuben.

Weiden – Bericht: Erntedankfest der Ost- und Westpreußen. Zu einer besinnlichen Erntedankfeier trafen sich wieder Mitglieder und Gäste in der Gaststätte „Heimgarten“. Der 1. Vorsitzende Hans Poweleit wies nach der Begrüßung darauf hin, daß auch dieses Jahr wieder Grund zur Dankbarkeit bestehe. Er berichtete vom Brauchtum, daß jedes Jahr in Ostpreußen zu Erntedank gepflegt wurde. Der 2. Vorsitzende Norbert Uschald gab einen Rückblick auf den Tag der Heimat in Weiden, bei dem auch in diesem Jahr die Landsmannschaften maßgeblich zum Gelingen der Veranstaltung beitrugen. Anschließend spielten Anita und Norbert Uschald Dankes- und Erntelieder, die von den Anwesenden mitgesungen wurden. Die Kulturwartin Renate Poweleit, die Kassiererin Ingrid Uschald, Hanni Tews und Norbert Uschald trugen mit Gedichten und Geschichten zum Gelingen des Nachmittags bei. Die Gaben vom Erntetisch, den Renate Poweleit geschmückt hatte, wurden schließlich an die Gäste verteilt. Die nächste Versammlung findet am Sonntag, den 6. November um 14.30 Uhr im „Heimatgarten“ statt. Außerdem ergeht herzliche Einladung zur Jahreshauptversammlung des BdV-Kreisverbandes am Sonntag, den 23. Oktober um 15 Uhr in der Gaststätte „Bräustübl“ in Weiden.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Freitag, 28. Oktober, 15 Uhr Gruppenleitertreffen aller Gruppenleiter der LO / Landesgruppe Hamburg im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (gegenüber S-Bahn Stadthausbrücke). Sonnabend, 29. Oktober, 15 Uhr veranstaltet der Ostpreußenchor Hamburg e.V. in der St. Gabriel Kirche, Hartzlohplatz 17, ein Herbstkonzert. Der Eintritt ist frei. Die Kirche kann mit dem HVV von Barmbek mit der Linie 172 oder 7 bis zur Station „AK Barmbek“ erreicht werden. Von dieser Haltestelle sind es dann noch etwa sieben Minuten Fußweg. Weitere Informationen erhalten Sie unter der Telefon (0 40) 2 54 39 35 bei Ilse Schmidt.

HEIMATKREISGRUPPEN

Insterburg – Freitag, 4. November, 14.30 Uhr Monatstreffen in der „Postkutsche“, Horner Landstr. 208. Im grauen Monat November soll das gemütliche „Schabbern“ uns warm halten.

Sensburg – Sonnabend, 5. November, 15 Uhr Lichtbildervortrag über Bernina- und Glacierexpress in der Schweiz, Sommer 2005 von Günter Kröger im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg

BEZIRKSGRUPPEN

Harburg / Wilhelmsburg –

Nach Europa zurückgekehrt

Der Sprecher der LO Wilhelm v. Gottberg bei der Gedenkveranstaltung 750 Jahre Königsberg

Rede des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen (LO) Wilhelm v. Gottberg bei der Gedenkveranstaltung „750 Jahre Königsberg“ am 30. September in der Bayerischen Landesvertretung in Berlin.

Die LO ist unter Mithilfe der Stadtgemeinschaft Königsberg Organisatorin dieser Gedenkveranstaltung, mit der wir an den Gründungsakt der ostpreußischen Provinzhauptstadt und preußischen Residenzstadt Königsberg erinnern.

Die Ostpreußen sind geschichtsbewußt. Deshalb erinnern wir uns, aber wir erinnern auch die bundesdeutsche Öffentlichkeit an den 750jährigen Geburtstag Königsbergs. Zugleich erinnern wir uns an die schrecklichsten Jahre Königsbergs, die im Frühjahr 1945, also vor nunmehr 60 Jahren begannen.

Vor dem Hintergrund des Schicksals der Stadt und ihrer Menschen vor 60 Jahren kann unser Zusammensein heute hier in der Bayrischen Landesvertretung keine Festveranstaltung sein, wie es fälschlicherweise auf dem Ihnen vorliegenden Programm heißt. Wer spürt nicht die schmerzliche Empfindung in seinem Herzen wenn er heute von Königsberg spricht und sich dieser Stadt erinnert? Und spüren wir nicht alle diesen Schmerz bei unseren Besuchen in der Stadt am Pregel? Macht es uns nicht immer wieder fassungslos, wenn wir der Frage nachspüren, warum die Entwicklung Königsbergs zur russischen Stadt Kaliningrad führen mußte?

Die Ostpreußen sind Realisten. Wir haben die machtpolitische Situation in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg verinnerlicht. Das war ein schmerzlicher, jahrzehntelanger Erkenntnisprozeß. Daraus folgert, daß dies heute eine Gedenk- und Erinnerungsveranstaltung ist, bei der wir uns – auch mit Wehmut – der Geschichte der Stadt erinnern, einer Geschichte, die wahrlich in weiten Teilen ruhmreich zu nennen ist.

Der Anfang Königsbergs steht in Zusammenhang der Christianisierung, der Kultivierung und der planmäßigen Besiedlung des Prussenlandes durch den Deutschen Orden in den Jahren 1230 bis 1283.

Zur Absicherung seiner militärischen Erfolge sowie zur künftigen Gestaltung der Handelsbeziehungen des in Besitz genommenen Landes mit dem Ostseeraum gründete der Orden 1255 eine befestigte Siedlung an der Stelle einer alten prussischen Fliehburg, auf einem Hügel über der Pregelniederung. Sie erhielt zu Ehren des an der Besitznahme des Landes beteiligten böhmischen Königs Ottokar II. den Namen Königsberg. 1286 erhielt diese Siedlung das Stadtrecht, nachdem sie zwischenzeitlich durch prussische Abwehrmaßnahmen einmal zerstört wurde.

Königsberg, Stadt entscheidender Impulse

Königsberg hat somit eine lange Geschichte. Die Stadt erlebte zwar langsam, gleichwohl kontinuierlich eine Aufwärtsentwicklung. Sie stieg auf zum Mitglied der Hanse und wurde Residenzstadt des Herzogtums Preußen. Sie wurde Universitätsstadt und später zwischen 1701 und 1800 königliche Haupt- und Residenzstadt. Königsberg war die Stadt, aus der die entscheidenden Impulse für die preußischen Reformen von 1808 bis 1810 kamen. Schließlich wurde die Stadt preußische Provinzhauptstadt und industrielle Großstadt im agrarischen Osten des Deutschen Reiches. Die geistige Ausstrahlung der Stadt und ihrer Albertina-Universität wirkte aufklärend und modernisierend in die Weiten des europäischen Rußlands. Wir werden gleich mehr darüber von Prof. Stribny hören.

Dieser Stadt und ihrer Anfänge erinnern wir uns hier und heute und hoffentlich nicht zum letzten Mal in diesem Jubiläumsjahr. Wir leisten damit einen Beitrag zur Wiedererlangung eines von einem aufgeklärten Patriotismus geprägten Geschichtsbewußtsein. Deutschland – und das gilt für alle Staaten – kann ohne ausreichendes Geschichtsbewußtsein seiner Menschen nicht auf Dauer den Anspruch erheben, eine Kulturnation zu sein. Dies sage ich heute vor dem Hintergrund, daß zwar noch ein kleiner, aber zunehmend größer werdender Teil der Schüler und jungen Erwachsenen der irrigen Auffassung ist, das Land hinter der Oder war immer schon polnisch und russisch und nur im Zweiten Weltkrieg für wenige Jahre von Deutschland okkupiert.

Meine Damen und Herren, vor 60 Jahren, am 9. April 1945 verlor Deutschland den letzten Rest seiner Verantwortung für Königsberg. Deshalb erinnern wir uns heute auch an die Anfänge von Flucht und Vertreibung vor 60 Jahren. Hierbei kommt uns das besondere Schicksal der Stadt in den Sinn. Ich möchte dieses Schicksal bei der heutigen Veranstaltung nicht ausblenden.

Königsberg hatte bis zur Kapitulation unbeschreiblich gelitten. Doch das Leiden ging für die Stadt und ihre Menschen danach weiter. Keine Stadt des früheren Deutschen Reiches hat so gelitten wie Königsberg. Auch Dresden nicht. Die Sowjets mit ihrer bolschewistischen Ideologie haben es fertig gebracht, das durch Kampfhandlungen total zerstörte Königsberg nach der Kapitulation noch weiter zu verunstalten.

Jede Analogie hinsichtlich deutscher Opfer am Ende des Zweiten Weltkrieges ist unangebracht. Verzeihen Sie, wenn ich dennoch einen Vergleich gebrauche. In Dresden starben am 13. und 14. Februar 1945 mindestens 200 000 Menschen, vielleicht auch 250 000. Sie starben, abgesehen von einigen Tausend Schwerverletzten schnell. In Königsberg gerieten am 9. April 1945 rund 110 000 deutsche Menschen in die Hände der Sowjets. Für sie begann der Weg durch eine irdische Hölle. Rund 80 000 sind bis zum Ende des Jahres 1947 in der Stadt verhungert. Liebe Zuhörer, das hört sich heute so nüchtern an. 80 000 verhungerte Menschen in Königsberg. Doch, wie sah das im einzelnen aus? Es sind ja 80 000 erschütternde Einzelschicksale. Ich will das etwas näher beleuchten. Erna Ewert macht für das Jahr 1947 in Königsberg folgende Einträge in ihr Tagebuch:

„Wir haben alle Hunger wie reißende Wölfe. Wenn man Holz auffressen könnte. Kartoffelschalen, Kartoffelschalen.“

Ein anderer Eintrag: „Mama ist tot. Mama dein Sterben war so schwer. Mama, hol' uns bald“

Oder: „Wir haben kein Gefühl mehr für Sauberkeit und Ordnung. Ich könnte morden für ein Brot.“

Ein weiterer Eintrag: „Mein Peter – 6 Jahre – ist tot. Ich habe meinen Jungen verscharrt. Kein Deutscher gab mir einen Spaten. Mit meinen Händen habe ich für Peter ein Loch gescharrt.“

Marga Pollmann, ebenfalls in Königsberg Verbliebene, schreibt 1947 ebenfalls in der Stadt nieder: „Es taucht das Gerücht auf, die Deutschen können ausreisen. Das gab wieder Auftrieb, denn inzwischen war ich zu der Überzeugung gekommen, daß es besser wäre, die Kinder und mich auszulöschen als zuzusehen, wie die absinkende Moral in das eigene Leben greift. Sechsjährige deutsche Kinder stehen rauchend auf den Märkten, torkeln betrunken durch die Straßen, wie die Russenkinder auch. Der Russe hatte Freude daran, die deutsche Jugend zu zerstören. Waren meine Kinder zur festgesetzten Zeit nicht zu Hause, wußte ich nie, waren sie ausgeplündert, saßen sie im Bunker, waren sie abgeschlachtet.

Und dann berichtet Marga Pollmann über Kannibalismus.

Soweit ein kurzes Schlaglicht auf die Leiden der deutschen Restbevölkerung in Königsberg in den Jahren von 1945 bis 1947.

Frank Schirrmacher, der Mitherausgeber der FAZ hat in einem Artikel in seiner Zeitung zum 50. Jahrestag der Königsberger Kapitulation am 9. April 1995 an die schrecklichen Leiden der Deutschen nach Kriegsende erinnert. Knapp 30 000 Deutsche haben die Hölle überlebt, sie konnten 1947 und 1948 ausreisen. Im Königsberger Gebiet, das nun zur Sperrzone wurde, blieb kein Deutscher und keine Deutsche zurück. Dies hat in der bisherigen Weltgeschichte wirklich singulären Charakter.

Alle Wege nach Kaliningrad führen über Königsberg

Meine Damen und Herren, ich komme zum Ende. Die Geschichte Königsbergs ist nicht zu Ende. Von dem historischen Königsberg, von der sehr großen, berühmten Handelsstadt, wie es schon 1684 in einer Beschreibung heißt, hat nur wenig bis heute überdauert. Aber der Dom, Kant und Herzog Albrecht sind wiedererstanden und zeugen ein wenig von der großen Geschichte der Stadt. Geschichte ist nach vorne immer offen. Zwar wissen wir, ein Weg zurück von Kaliningrad nach Königsberg ist kaum vorstellbar. Selbst dann nicht, wenn der Fall eintritt, den wir uns alle wünschen, daß die heutige Stadt ihren alten Namen zurückerhält. Aber: alle Wege nach Kaliningrad führen über Königsberg.

Nichts ist so beständig wie der Wandel. Die Quasi-Einbindung Königsberg und seines Umlandes in die EU-Strukturen ist nur eine Frage der Zeit. Nach diesem Jubiläumsjahr mit zahlreichen Veranstaltungen hier in Deutschland und in der Stadt selbst können wir feststellen: Königsberg/Kaliningrad ist nach Europa zurückgekehrt. Die Stadt, jahrzehntelang beschwiegen, ja durch hermetische Abschottung vor der Weltöffentlichkeit versteckt, hat sich in die Geschichte zurückgemeldet. Wir wünschen Königsberg und seinen Menschen alles erdenklich Gute.



Foto: Eventpress Henry Hermann

Der Vorsitzende der Stiftung Königsberg Dr. Herbert Beister, Dr. Friedrich W. Rothenpieler, der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen Wilhelm von Gottberg und der Vorsitzende der Stadtgemeinschaft Königsberg Klaus Weigelt (v.l.).

Montag, 31. Oktober, 12 Uhr Heimatnachmittag im Gasthaus „Waldquelle“, Meckelfeld, Höpenstraße 88 (mit Bus 443 bis Waldquelle). Es findet ein Schmand-Schinken-Essen mit einem bunten Rahmenprogramm statt. Anmeldungen für das Essen sind unbedingt erforderlich bei Gertrud Knies, Telefon (0 40) 5 00 09 31.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Sonnabend, 15 Uhr Monatstreffen im Luise-Büchner-Haus / Bürgerhaus am See, Darmstadt-Neu-Kranichstein, Grundstr. 10 (EKZ). Nach der Kaffeetafel gestaltet die Frauengruppe den Erntedank.

Erbach – Sonnabend, 15. Oktober, Monatstreffen der Ost- und Westpreußen im Vereinshaus Erbach, Jahnstr. 32, 1. Stock, Raum 1. Unser Thema: Während einer gemütlichen Kaffeestunde wollen wir gemeinsam den Jahresplan für das kommende Jahr 2006 überlegen. Der Grund und Boden und die Ost- und Westpreußische Bevölkerung haben eine uralte Geschichte. Und wir, die lebenden Nachfahren, bleiben unserer Heimat gegenüber verpflichtet und niemand hat das Recht, unsere Heimat zu besetzen und uns, die Nachfahren der prussischen Bevölkerung, zu vertreiben.

Frankfurt am Main – Donnerstag, 27. Oktober, 14 Uhr Plachander-Nachmittag im Haus der Heimat, Portstraße 10, Frankfurt am Main.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Braunschweig – Mittwoch, 26. Oktober, 17 Uhr ist die nächste Mitgliederversammlung im „Stadtparkrestaurant“. Es wird ein bunter Herbstnachmittag zu dem heitere Beiträge erbeten werden. Bei der letzten Veranstaltung führte uns Klaus Scholz mittels seiner herrlichen Dias durch Wismar. Einführend zeigte er an Karten, wie weit der Einflußbereich der Hanse im Ostseeraum reichte. Auch Wismar, um 1200 gegründet, war einst Hansestadt. Unser Rundgang in Bildern begann am Alten Markt. Dort stehen das älteste erhaltene Bürgerhaus „Alter Schwede“, in dem sich ein Restaurant befindet, und die Wasserkunst, die die Stadt bis zum Ende des 19. Jahrhunderts mit Wasser versorgte. Das klassizistische Rathaus nimmt eine ganze Seite des Marktplatzes ein. Die drei bedeutensten Kirchen sind St. Marien mit einem 80 Meter hohen Turm, die Nikolaikirche, deren Mittelschiff 37 Meter hoch ist, und die im Krieg zerstörte St.-Georgen-Kirche, die wieder aufgebaut werden soll. Am Alten Hafen steht noch von der Stadtbefestigung das Wassertor. Der Hafen wird von Seglern und Fährschiffen angesteuert. Der Referent erhielt viel Beifall, und es tauchte die Frage auf, ob es eine Fortsetzung geben wird.

Celle – Bericht: Auf der Halbtagesfahrt der Landsmannschaft Ostpreußen, Kreisgruppe Celle, fuhren 45 Mitglieder und Gäste nach Peine zum Schokoland Rausch. Der 1. Vorsitzende, Manfred Kirrinnis, und der Reiseleiter und 2. Vorsitzende, Uwe Jäkkel, begrüßten die Teilnehmer recht herzlich. Unter fachkundiger Führung wurde das Museum besichtigt, in dem ein Schokoladenvulkan, historische Produktionsmaschinen sowie Warenautomaten und Emailleschilder aus vergangenen Zeiten zu sehen sind. Die Geschichte des Kakaos geht bis auf die Mayas und Azteken zurück. Die spanischen Eroberer entdeckten den Kakao für Europa. Dort galt Schokolade im 17. Jahrhundert als Luxusgetränk und war den höfischen Kreisen vorbehalten. Die Firma Rausch wurde 1918 in Berlin gegründet und beschäftigt heute etwa 200 Mitarbeiter. Derzeit werden neun verschiedene Sorten Plantagenschokolade mit einem Kakaoanteil zwischen 35 und 80 Prozent hergestellt. Nach dem Besuch im Schoko-Café gab es auch einen Film über Schokolade zu sehen.

Delmenhorst – Sonnabend, 12. November, 15 Uhr kommt Karl-Heinz Bonk mit seinem Diavortrag über Masuren in die Ostdeutsche Heimatstube. Kaffee und Kuchen kosten 3 Euro.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 22. Oktober, 10 Uhr Herbstkulturtagung der Landesgruppe in Oberhausen. Mit besonderer Freude teilen wir mit, daß es uns gelungen ist, Gottfried Hufenbach (Bundesvorstandsmitglied) und Gerd Schultze-Rhonhof (Autor der Preußischen Algemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt, „Befreiung, Niederlage oder was?“) als Referenten zu gewinnen. Gäste sind uns jederzeit herzlich willkommen. Wir hoffen auch in diesem Herbst auf regen Zuspruch von Landsleuten, Jugend und Gästen wie in den Jahren zuvor.

Bericht vom Kleinen Ostpreußentreffen auf Schloß Burg – Begünstigt durch eine die freundliche Wetterlage war das diesjährige kleine Ostpreußentreffen auf Schloß Burg, als gewisser Ausklang des Deutschlandtreffens in Berlin, gut besucht. Mit einem erheblichen Aufwand der umliegenden Ortsgruppen und der Landesgruppe wurde der Schloßplatz für die Veranstaltung hergerichtet. Die Informations- und Spezialitätenstände sowie die aussagekräftigen Plakattafeln der Landesgruppe NRW sorgten für eindeutige Information und das leibliche Wohl. Erfreulich, diesmal waren die jungen Leute des BJO mit zwei Ständen gleichzeitig vertreten. Die Fahnen mit dem Ostpreußenadler und der Elchschaufel schmückten den Glokkenturm mit der Königsberger und Breslauer Glocke. Der Landesschatzmeister hatte wieder ein anspruchvolles Kulturprogramm zusammengestellt. Der Ostpreußenchor Remscheid, die Volkstanzgruppe Wuppertal und die Mundartvorträge von Frau Elly Weber bestritten den unterhaltsamen Teil. Zuvor aber begrüßte der neue Landesvorsitzende die Anwesenden und führte unter anderem aus: „Mit der heutigen Kundgebung wollen wir an das für uns und unsere Heimat in jeder Hinsicht verhängnisvolle Kriegsende vor 60 Jahren erinnern. Wir wollen uns wehren, wenn von offiziöser Geschichtspolitik von der vermeintlichen Befreiung gesprochen wird. Wir haben es nicht nötig uns wegen unserer Vertreibung, die teilweise Ausmaße von Völkermord aufwies, noch im Alter verhöhnen zu lassen“. Anschließend übernahm Herr Prof. Dr. Ulrich Penski zusammen mit Mitgliedern des BJO die würdige Totenehrung Der im Mittelpunkt stehende Vortrag von Herrn Dr. Fred Mrotzek von der mitteldeutschen Universität Rostock beleuchtete unser Vertreibungsschicksal aus der Sicht der heutigen Geschichtsforschung. Denn nach dem Abtreten der letzten Zeitzeugen in den kommenden Jahren dürfte unser bitteres Erleben nur noch ein Betätigungsfeld für Historiker sein. Sein Thema lautete: „Terror gegen Deutsche – wie Deutsche nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Heimat verloren“. Dr. Mrotzek führte unter anderem aus: „Was dann ab 1944 über die Deutschen selbst vor allem im Osten hereinbrach, war fürchterlich: ein ungeheurer Haßstau machte sich Luft! Totschlag, Mord, Massenschändungen, Verschleppung und Vertreibung standen an der Tagesordnung. Am Ende des Krieges und Jahre später wurden die Deutschen zu Opfern! Die ganze Welt kennt die furchtbaren Verbrechen, die Deutsche während des Zweiten Weltkrieges verübt haben, aber nur die wissen über die Verbrechen bescheid, die an den Deutschen in den letzten Monaten des Krieges und Jahre später ausgeführt wurden! Aber besitzt nicht jedes Verbrechen Singularität! Ist nicht jedes Verbrechen in seiner Schrecklichkeit einzigartig? Menschlichkeit ist unteilbar! Die Vorgeschichte der Vertreibung rechtfertigt kein einziges Verbrechen an Vertriebenen.

KEINE BERICHTE ZUM TAG DER HEIMAT

Wir bitten um Verständnis, daß aufgrund der Vielzahl der Veranstaltungen zum Tag der Heimat eine Veröffentlichung der Berichte nicht vorgenommen werden kann.

...“ Ein aufrichtiges Lob verdienen die vielen Helfer, die zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen haben. Der Landesgruppenvorstand dankt allen Landsleuten für ihr Kommen und hofft auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr, wenn es dann wieder im Juli heißt: „Auf zum kleinen Ostpreußentreffen nach Schloß Burg“!

Ansichtssache



Foto: Archiv

Das Sensburger Rathaus, erbaut 1824/25, überdauerte den Zweiten Weltkrieg (Aufnahme um 1960). Das Bild in der letzten Ausgabe (40) zeigte – anders als angegeben – das Schloß Gallingen im Kreis Bartenstein.

Salzburger Verein

Düsseldorf – Sonnabend, 29. Oktober, 15 Uhr Veranstaltung im Gerhart-Hauptmann-Haus (GHH), Raum 412, (Ostpreußenzimmer), Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf. Thema ist das 750. Stadtjubiläum von Königsberg (Landesgruppe).

Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Dienstag, 1. November, 14.30 Uhr wird der Film „Die Reise nach Tilsit“ im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg gezeigt. Die Filmvorführung (Eintritt 4 Euro) ist Teil der Veranstaltung „Museum erleben: Zwischen Haff und Memel“.

Kaminabend

Berlin – Mittwoch, 19. Oktober, 19 Uhr findet in der Landesvertretung Baden-Württemberg, Tiergartenstr. 15, 10785 Berlin ein Kaminabend statt. Das Thema der Veranstaltung ist: „Was wird aus den transatlantischen Beziehungen? Im Focus: Deutschland, die EU und die Vereinigten Staaten von Amerika“. Gäste: Dr. Nikolas Busse von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und Dean Yap, 1. Sekretär und Referatsleiter Innenpolitik der US-Botschaft in Berlin. Nähere Informationen beim Studienzentrum Weikersheim e.V. (Stuttgart), Telefon (07 11) 4 40 96 70.

ORTSGRUPPEN

Bielefeld – Donnerstag, 27. Oktober, 16 Uhr Literaturkreis in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Düsseldorf – Donnerstag, 27. Oktober, 15 Uhr Dokumentarischer Film „Gefangen und verurteilt – Spätheimkehrer erinnern sich“ im Gerhart-Hauptmann-Haus (GHH), Eichendorff-Saal. – Freitag, 28. Oktober, 18 Uhr Ausstellungseröffnung „West-Ost-Künstlerwerkstatt“ – Sonnabend, 29. Oktober, 18 Uhr Abschlußveranstaltung der „Russlanddeutschen Kulturtage“ im GHH, Eichendorff-Saal. – Sonnabend, 29. Oktober, 15 Uhr Salzburger-Veranstaltung im Gerhart-Hauptmann-Haus (GHH), Raum 412, (Ostpreußenzimmer), Bismarckstraße 90, 40210 Düsseldorf. Thema ist das 750. Stadtjubiläum von Königsberg (Landesgruppe). – Donnerstag, 3. November, 19 Uhr Literaturkreis „Siebenbürger Sachsen – Literatur und jüngste Geschichte“. Vortrag von Dr. Udo-Peter Wagner, Hermannstadt im GHH, Raum 312.

Gevelsberg – Sonnabend, 15. Oktober, 16.30 Uhr Erntedankfeier in der Gaststätte „Keglerheim“ Hagenerstraße 78. Mit einer Tombola und Grützwurstessen wollen wir diesen Tag gestalten. Für Musik und Unterhaltung ist gesorgt. Es spielt unser Heimatfreund Erich aus Hagen. Zum Korneinfahren wird eingeladen, auch Gäste sind herzlich willkommen. Bekanntmachung: Da unser Vereinslokal zur Weihnachtsfeier am Sonntag, 18. Dezember für uns nicht zur Verfügung steht, ist die Feierstunde am Sonnabend, 17. Dezember, 16.30 Uhr an gleicher Stelle. Nähere Informationen bei Emil Nagel, Telefon (0 23 32) 8 09 98.

Köln – Sonntag, 30. Oktober, Sonderveranstaltung: „60 Jahre Flucht und Vertreibung“ an der Gedenktafel im Technischen Rathaus Köln Deutz, Gotenring. Wie bei der Enthüllung 2002 wird der Startrompeter Herr Rehring von der Bundeswehr dabei sein. Wir hoffen im Rahmen des BdV Vereinigte Landsmannschaften um rege Teilnahme. – **Terminänderung:** Donnerstag, 3. November, 14 Uhr Heimatnachmittag in Köln im Kolpinghaus St. Apern Str./ Helenenstr. 32. Hauptthema: 1. Sicherheit – die Polizei zu Gast, 2. Beerdigungsinstitut, Was ist vor der Beerdigung angezeigt, – Sonderwünsche zu testieren. Gäste sind eingeladen.

Witten – Donnerstag, 27. Oktober, 15.30 Uhr Balladen zum Erntedank.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Ludwigshafen/Rhein – Sonnabend, 5. November, 13.45 Uhr Abfahrt Busbahnhof Ludwigshafen zur Fahrt nach Neustadt: Wir laden die Gruppe zu einem Filmvortrag über Ostpreußen und Nachtreffen zum „Tag der Heimat“ im Mai in Berlin ein. Wir fahren mit dem Bus nach Neustadt. Um Anmeldung wird gebeten bei W. Komossa, Telefon (0 62 33) 5 03 66



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 2. November, 14-16 Uhr Handarbeits- Frauennachmittag im Bestehornhaus Aschersleben.

Dessau – Montag, 24. Oktober, 14.30 Uhr Singegruppe in der Begegnungsstätte „Heinz Rühmann“.

Giersleben – Donnerstag, 3. November, 14-16 Uhr Handarbeits- Frauennachmittag Giersleben.

Magdeburg – Dienstag, 1. November, 13.30 Uhr Stickerchen in der Immermannstr. 19.

Stendal – Ende September begaben sich zum zweiten Mal 49 Mitglieder der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen mit dem Bus von Domaschreisen Tangerhütte auf eine Tagesfahrt. Diesmal ging es zur Tabak-Baude nach Rothersdorf. Bei herrlichem Wetter und mit guter Laune wollten unsere Landsleute wieder viel Neues erleben und entdecken. Die reise stand unter dem Motto: „Schönes Muldetal – Lustiges und Kurioses zwischen Wurzen und Grimma“. Vorbei an herbstlichen Feldern und Wäldern fuhren wir zuerst nach Hohburg ins Museum „Steinarbeiterhaus“, welches wir in zwei Gruppen aufgeteilt besichtigten. Die erste Gruppe nahm in der rustikalen Kantine ein kleines Frühstück ein, während die zweite Gruppe das Haus besichtigte. Ein anschauliches Bild von den Wohnverhältnissen und der Eigenversorgung in jener Zeit bot sich uns. So oder so ähnlich mag es im Jahre 1910 bei einer Steinarbeiterfamilie ausgesehen haben. Bezeichnenderweise ist auf dem bestickten Wandspruch über der Nähmaschine zu lesen „Die Eltern sorgen mit vieler Müh, für ihre Kinder spät und früh“. Unsere Landsleute konnten sich an diese Zeit durch Kindheitserlebnisse bei den Eltern und Großeltern, den Hausrat zum Schlachten und Buttern, zum Schroten und Sirupkochen oder beim Pantoffelmachen und Korbflechten, dem Spinnen und Stricken noch gut erinnern. Über die tägliche schwere Arbeit in den Steinbrüchen und an den Maschinen konnte man sich in der Freilichtausstellung am Steinarbeiterhaus informieren. Der Museumsleiter ließ für uns die Knackmaschine mit Backenbrecher und Siebtrommel einmal anlaufen. Bei diesem Krach und Staub forderten wir nach kurzer Zeit die Maschine schnell wieder auszuschalten. Für eine kurze Weile waren wir in die Vergangenheit abgetaucht. Doch nun ging es in die Gegenwart zurück. Wir fuhren durch das Muldetal nach Rothersdorf. Aus einer ehemaligen Tabak-Trocknungsanlage war nach einigen Umbauten das Showrestaurant „Zur Tabak-Bude“, geführt von Walter Jansen, entstanden. Das Personal empfing uns sehr freundlich. Jeder erhielt einen Begrüßungstrunk. Das Mittagessen schmeckte ausgezeichnet. Danach bot man uns ein Unterhaltungsprogramm mit Tanz- und Showeinlagen mit Eis vom Eismann, diversen Snacks und

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 15. Oktober, 20.15 Uhr, RBB: Wunderbare Wasserwege in Masuren. Vom Spirdingsee zum Masurischen Kanal (Teil 1, Teil 2 um 21 Uhr). 23.35 Hansestadt Danzig. Doku

Sonntag, 16. Oktober, 9.20 Uhr, WDR5: Alte und Neue Heimat. Magazin

Sonntag, 16. Oktober, 20.15 Uhr, Südwest: Europäische Herbstbräuche. Reportage

Sonntag, 16. Oktober, 23.40 Uhr, NDR: Ich war neunzehn. Rotarmist kehrt 1945 nach Deutschland zurück. Drama

Montag, 17. Oktober, 22.45 Uhr, Bayern: Deutsche Spurensuche in Slowenien. Doku

Mittwoch, 19. Oktober, 20.15 Uhr, ARD. Der Untergang (1). 2-tlg. Kriegsdrama (2. Teil am 20. Oktober, 20.15 Uhr)

Donnerstag, 20. Oktober, 22.45 uhr, RBB: Schlesiens Wilder Westen. Doku-Bericht über Vertreibung am Beispiel eines Dorfes

für jeden ein Kaffeegedeck. Mit fröhlichen Liedern zum Schunkeln und Mitsingen verging dieser Nachmittag viel zu schnell. So fuhren wir mit vielen neuen Eindrücken nachdenklich aber auch heiter nach Stendal zurück.

Aus den Heimatkreisen

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Malente – Bericht: Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Ortsgruppe Malente hatte zu einer Erntedankfeier gemeinsam mit den Pommern und Schlesiern in der evangelischen Magdalenenkirche in Malente eingeladen. Bei der sehr gut besuchten Feier in der mit Garten- und Feldfrüchten geschmückten Kirche sprach Pastorin Grunert besinnliche Worte zum Erntedankfest, wobei auf frühere beschauliche Erntezeiten in Pommern, Ostpreußen und Schlesien hingewiesen wurde, aber auch die schwierigen Anfangsjahre der Nachkriegszeit wurden gewürdigt. Der ansehnliche Betrag der Kollekte wurde für „Brot für die Welt" gespendet. Beim anschließend gemütlichen Beisammensein im festlich geschmückten Gemeindehaus der ev. Kirche bei der über 70 Personen anwesend waren, wurden Gedanken an die heimatlichen Erntedankfeiern ausgetauscht und allerlei heimatliche Kurzgeschichten vorgetragen. Auch wurde kräftig gesungen. Dieser Tag gab aber auch Veranlassung, Gedanken zur Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990 auszutauschen. Mit dem Gesang des Schleswig-Holstein Liedes fand ein festlicher Nachmittag seinen Ausklang.



ANGERAPP (DARKEHMEN)

Kreisvertreterin: Edeltraut Mai, Weißdornweg 8, 22926 Ahrensburg, Telefon (0 41 02) 82 33 00, Internet: www.angerapp.de

Kreisjahreshaupttreffen am 24. und 25. September in Ahrensburg – Am Sonnabend fand die Kreisausschußsitzung (nicht öffentlich) und danach die Kreistagssitzung (öffentlich) statt. Viel stand auf der Tagesordnung. Fritz Pauluhn war wegen schwerer Krankheit als Kreisvertreter zurückgetreten. Herbert Skroblin gab ebenfalls während der Sitzung seinen Rücktritt als Schriftführer des Heimatbriefes bekannt und legte sein Kreistagsmandat nieder. Auch Eva Preuß trat als Vorstandsmitglied zurück. Somit standen einige Nachwahlen an. Zur Wahl der Kreisvertreterin wurden Edeltraut Mai und Renate Schlegel vorgeschlagen. Gewählt wurde als Kreisvertreterin Edeltraut Mai. Weiter wurde zur Schriftführerin des Heimatbriefes Renate Schlegel, Fritz Pauluhn zum Kulturreferenten, Doris Bienert zur 1. stellv. Kreisvertreterin, Ilona Mai zur stellv. Schatzmeisterin und Otto Steinbacher zum Kassenprüfer gewählt. An der Kreistagssitzung nahm auch der Bürgermeister von Angerapp (Ozersk) Sergej Kusnezow teil. Nach dem Abendbuffet mit Königsberger Klops, begann der gemütliche Abend. Er wurde eingeleitet mit Tanzvorführungen der Tanzgruppe ATSV, die in der A Klasse tanzen. Sie führten sehr gekonnt und ausdrucksvoll lateinamerikanische Tänze vor. Zur weiteren Unterhaltung trugen abwechselnd Hans Legies und Lothar Kapteinat lustige Geschichten in ostpreußischer Mundart und ostpreußischem Platt vor, zwischendurch wurden Stimmungslieder angestimmt. Veranstaltung am Sonntag: Vor und zwischen den Vorträgen sang der gemischte Chor Ahrensburg unter Leitung von Frau Herbst so schöne Lieder wie „Nach der Heimat möchte ich gehen" oder „Zogen einst fünf wilde Schwäne", „Ännchen von Tharau" und andere. Edeltraut Mai stellte sich der Kreisgemeinschaft als Kreisvertreterin vor und begrüßte alle recht herzlich. Besonders den Bürgervorsteher der Stadt Ahrensburg, Werner Bandick, den Bürgermeister von Angerapp Kusnezow und den Schützenwirt Heitmann. Der Schützenwirt hieß dann alle willkommen und freute sich wieder für die Kreisgemeinschaft ein Treffen ausrichten zu dürfen. Sergej Kusnezow überreichte er aus Verbundenheit die Ehrennadel und einen Ehrenbemmel. Bürgervorsteher Werner Bandick hielt nur eine kurze Begrüßungsrede, da er noch zu einer anderen Veranstaltung mußte. Aus dem gleichen Anlaß konnte auch der Pfarrer keine Andacht halten, Sergej Kusnezow sagte in seiner Begrüßung, er freue sich über die gute Zusammenarbeit mit der Kreisgemeinschaft und bedankte sich für die Hilfslieferungen. Er sagte die Arbeit in Angerapp geht weiter voran. Häuser werden renoviert. Die Kreise Insterburg, Gumbinnen und Angerapp bauen ein Kinderheim für Behinderte. Er überreichte ein Präsent an die Heimatstube, an Edeltraut Mai und an Herrn Heitmann. Die Totenehrung hielt Eva Preuß und gedachte stellvertretend aller Verstorbenen Dieter Fornacon, Leni Albat, Heinz Rosigkeit und Erich Mai. Im Bericht des Kreisvertreters verabschiedete Edeltraut Mai den Kreisvertreter und die Vorstandsmitglieder mit einem Präsent und bedankte sich für ihre geleistete, arrangierte Arbeit und stellte die neu gewählten Mitglieder vor. Sie berichtete über die Arbeit der Kreisgemeinschaft und die Hilfslieferungen nach Angerapp, die sie mit Marianne Neumann durchführte. Für besondere Leistungen wurden geehrt: Horst Rothenberger und in Abwesenheit Waltraut Liedtke mit der silbernen Ehrenplakette der Kreisgemeinschaft Angerapp. Heinz Hohmeister wurde beim Stadtfest in Angerapp zum Ehrenbürger der Stadt Ozersk ernannt. Alle Landsleute über 80 Jahre wurden für ihre Anwesenheit mit einem Präsent geehrt. Heinz Hohmeister gab noch einen detaillierten Bericht über die Spendenverteilung in Angerapp. Die Spenden setzten sich zusammen auf Grund des Fernsehfilms über Gudwallen von Wolf von Lojewski und einem deutschen und einem holländischen Lyons Club mit dem er zusammenarbeitet. Nach dem Mittagessen und dem Kaffeetrinken wurde noch viel geschabbert bevor man glücklich und freudigen Herzens nach Hause ging. Es bleibt noch Edeltraut Mai und den Helfern für ihre Arbeit und die so gut gelungene Ausrichtung des Treffens auch die von ihnen gebackenen hervorragend schmeckenden Torten zu danken. Das nächste Hauptkreistreffen findet am 20. und 21. Mai 2006 in Mettmann statt.



BRAUNSBERG

Kreisvertreter: Manfred Ruhnau, Telefon (0 22 41) 31 13 95, Fax (0 22 41) 31 10 80, Bahnhofstraße 35 b, 53757 Sankt Augustin. Geschäftsstelle: Stadtverwaltung Münster, Patenstelle Braunsberg, 48127 Münster, Telefon (02 51) 4 92 60 51

Jahreshaupttreffen – Das diesjährige Jahreshaupttreffen fand zum ersten Mal in der Johanniter-Akademie in Münster statt, und zwar am 24. und 25. September 2005. Und wir können sagen, daß wir es mit dieser Akademie sehr gut getroffen haben, wir können hier tagen, wohnen und essen und alles sehr gut! Wir werden also auch in Zukunft hierher kommen. Zudem ist die Akademie auch sehr einfach zu erreichen, weil sie für Autofahrer gleich am Münsteraner südlichen Autobahnzubringer und für Bahnfahrer vom Bahnhof aus gut mit Nahverkehrsmitteln zu erreichen ist. Auftakt des Treffens war die Mitgliederversammlung der Kreisgemeinschaft am Sonnabend um 15 Uhr mit dem Rechenschaftsbericht des Kreisvertreters. Danach war dann geselliges Beisammensein und am Abend war gemütliche Runde in der „Bar des Hauses". Den Gottesdienst am Sonntag in der nahen Heilig-Geist-Kirche, zu dem – wie in den letzten Jahren immer – auch die evangelischen Braunsberger herzlich eingeladen waren, hielt Pfarrer Waldemar Karl, der jetzt nach seiner Pensionierung in München die dort lebenden Braunsberger und Ermländer betreut. Das Evangelium von dem Gutsherrn, der seine Söhne zur Arbeit in den Weinberg schickt, nahm er zum Anlaß, davon zu berichten, wie er im Jahre 1952 in die damalige DDR übersiedelte, und zwar nicht, weil ihm das System dort besonders sympathisch war, sondern um dort zu sein, wo nun einmal die Menschen und dabei auch viele Braunsberger waren und er also gebraucht wurde. Bei der Festlichen Stunde um 10.30 Uhr in einem Saal der Johanniter-Akademie es waren etwa 150 Landsleute und Freunde gekommen konnte unser Kreisvertreter als Gäste die Münsteraner Bürgermeisterin Karin Reismann, unseren Mittelsmann zur Stadt Münster, Klaus Niehus, die Vorsitzende des BdV Münster, Roswitha Möller und Pfarrer Waldemar Karl begrüßen. In ihrem Grußwort kam Bürgermeisterin Reismann auf unseren Beitrag zur Friedenssicherung zu sprechen und auf den Anteil von Gerhard Steffen, Ernst Matern und Gudrun Bogdanski. Inzwischen ist auch der Kontakt der Stadt mit den heutigen Braunsbergern so gut, daß sie selbst letztens mit einem heutigen Braunsberger Ratsmitglied zusammen beim Münstermarathon gelaufen war. Möller berichtete, wie sie mit einer Reisegruppe Anfang August am Gedenkstein in Frauenburg für die Toten der Flucht der Ostpreußen über das Haff 1945 an uns gedacht hat und wie schön alles in Ordnung war, nichts besprayt oder sonstwie beschädigt. Sie kam dann auch auf die Charta der Vereinten Nationen zu sprechen, und daß diese auch für uns gelte mit ihren neueren Artikeln, daß jeder das Recht hat zu leben und dorthin zurückzukehren, wo er nun einmal hingehört, und daß das die Rückgabe seiner Güter gewiß nicht ausschließt. Der Festredner Dr. Norbert Matern, München, begann sein Gruß-

Anzeigen

Seniorenfreizeiten 2005 im Ostheim in Bad Pyrmont

Adventsfreizeit	28. November	bis	5. Dezember 2005	7 Tage
Weihnachtsfreizeit	19. Dezember 2005	bis	2. Januar 2006	*Neu! 14 Tage*

Preise: 7 Tage Doppelzimmer / Person € 263,00 / Einzelzimmer € 305,00
Weihnachten: 14 Tage Doppelzimmer / Person € 539,00 / Einzelzimmer € 623,00

Alle Preise beinhalten Vollpension, die Gästebetreuung, eine Halbtagesfahrt und eine Reise-Rücktrittskostenversicherung. *Die Kurtaxe wird vom Staatsbad separat erhoben.*

Anmeldungen richten Sie bitte, *nur schriftlich*, an: Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte, Parkstraße 14 - 31812 Bad Pyrmont, Telefon 0 52 81 / 93 61-0, Fax 0 52 81 / 93 61-11, Internet www.ostheim-pyrmont.de – E-Mail: info@ostheim-pyrmont.de

Freie Termine 2005 und 2006 für Gruppen (Klassen-, Schul-, Orts-, Kirchspieltreffen usw.), Seminare und Tagungen auf Anfrage und im Internet unter www.ostheim-pyrmont.de

Herz-, Kreislauf-, Stoffwechsel- und orthopädische Erkrankungen:
Bewegungstherapie nach neuesten Erkenntnissen!

BEWEGUNG IST LEBEN

– ist das Motto unseres exklusiven Hauses. Herz-Kreislauf-, Stoffwechsel-, Magen-Darm-, Innere- und orthopädische Erkrankungen werden von Fachärzten behandelt. Fachabteilung für Kardiologie.
BESONDERS: komplexe Therapieverfahren: Biomechanische Muskelstimulation (z.B. nach Schlaganfall), Schmerzlaserbehandlung, Bewegungstherapie, Kältekammer bis -110°C, zwei Schwimmbäder (30°C), Wirbelsäulen-Schwingtisch bei Rückenbeschwerden. Osteoporose? Auch hier haben wir ein vielfältiges Therapieprogramm. Biologische Entgiftungskur, Aufbau-Kuren nach verschiedenen Verfahren, Kolon-Hydrotherapie bei chronischen Darmerkrankungen und zur Entgiftung.

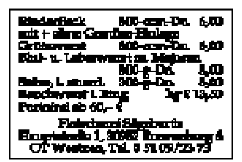
Bei KUREN Abrechnung über KRANKENKASSEN und BEIHILFESTELLEN möglich!

- Vollpension im Einzel- oder Doppelzimmer NUR 59,- € p.P./Tag
- Pauschalkur einschl. aller ärztlich verordneten Therapieanwendungen, Anfangs-, Zwischen- und Schlußuntersuchungen NUR 98,- € p.P./Tag
- Immer enthalten: alle Mahlzeiten mit Getränken, Nachmittagskaffee, Mineralwasser und Obst fürs Zimmer.
- Günstiger Fahrdienst: Hin- und Rückfahrt zum Preis von 80,- € bis 180,- € p.Pers.

Fordern Sie unverbindlich und kostenlos unseren ausführlichen Hausprospekt an.

Sanatorium Uibeleisen
Prinzregentenstraße 15 • 97688 Bad Kissingen
Tel.: (09 71) 91 80 • www.uibeleisen.com

Ihre Geschichte
Wir drucken vom Manuskript oder gelieferter Wortdatei.
Grafik – Satz – Layout – Druck



Bekanntschaften

Welche charmante Ost-/Westpr. +/- 72, möchte den Herbst des Lebens in Harmonie auf einem schönen Anwesen in Schleswig-Holstein verbringen? eMail Adresse, wenn vorhanden, und Foto wäre nett. Zuschriften unter Nr. 51418 an die Preußische Allgemeine Zeitung, 20144 Hamburg

Dame, Anfang 70, wünscht sich GESPRÄCHS- und REISEPARTNER, Raum Saar-Hunsrück-Nahe. Zuschr. u. Nr. 51425 an die Preußische Allgemeine Zeitung, Parkallee 84, 20144 Hamburg, oder 01 62 / 5 14 67 55.

Überraschende Vielfalt

Bericht vom Heimattreffen der Neidenburger in Bochum



Foto: KG Neidenburg

Kreisältester Gerhard Toffel, Goldenes Ehrenzeichen: Hermann Janke, Silbernes Ehrenzeichen: Herbert Celler (v.l.).

Bei strahlendem Herbstwetter fand in Bochum unser diesjähriges Heimattreffen statt. Der Saal im Ruhrkongreß war mit 550 Personen gut besetzt. Es war eine größere Zahl von Besuchern in Bochum, die den Weg das erste Mal zu unserem Treffen fand. Von ihnen wurde übereinstimmend gesagt, daß sie sehr positiv überrascht waren, wieviel Informationen sie von den früheren Bewohnern erhalten konnten. Das Treffen begann traditionsgemäß mit der Begrüßung durch den 1. Stellvertreter Jürgen Szepanek, dem das geistliche Wort durch Pfarrer Powirski folgte. Die Oberbürgermeisterin unserer Patenstadt Bochum, Dr. Ottilie Scholz, wurde von ihrer Stellvertreterin Gabriela Schäfer vertreten. Sie übermittelte Grüße der Stadt und machte nochmals deutlich, daß sie von der Landschaft unserer Heimat sehr beeindruckt ist, zumal sie an einer Fahrt mit Oberbürgermeister Stüber teilgenommen hatte und dadurch einen persönlichen Eindruck hat. Nach dem Rechenschaftsbericht vermerkte die Kreisvertreterin dankbar, daß in der Gemeinde Neidenburg und zwar in den Orten Lahna, Skottau und Neidenburg der Deutschunterricht aufgenommen worden ist. Ihr Dank ging in diesem Zusammenhang auch an Albert Wylengowski, den 1. Vorsitzenden der Volksgruppe, der sich mit Nachdruck dafür eingesetzt hatte. Sie machte ferner deutlich, daß wir Ostpreußen, gemeinsam mit allen Vertriebenen an dem Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin festhalten werden und uns zu gegebener Zeit an den Kosten im Rahmen unserer Möglichkeiten beteiligen werden. Sie berichtete auch von ihren Bemühungen auf dem Neidenburger Friedhof ein Lapidarium, als Gedenken für alle Toten unseres Kreises, einrichten zu lassen. Am Ende ihrer Vortrages hatte die Kreisvertreterin die Freude, verdiente Herren unserer Kreisgemeinschaft (KG) auszuzeichnen: Als erstes ging der Dank an Herbert Celler, der gemeinsam mit der Kreisvertreterin seit über 10 Jahren die Bruderhilfe an bedürftige Landsleute in der der Heimat verteilt. In Anerkennung dieser Leistung verlieh sie ihm die silberne Ehrenzeichen der LO. Hermann Janke war der nächste, dem eine Ehrung zuteil wurde. Er ist allen Neidenburgern bekannt und wurde von der Kreisvertreterin als das „Lexikon von Neidenburg" bezeichnet, da er ein profunder Kenner von Stadt, Land, Gebäuden und Menschen ist. Neben seinem Vater war er Mitinitiator des ersten Treffens 1948 in Hannover. Auf Grund seiner dezidierten Kenntnisse hat er ostpreussischen Landsleuten mit Auskünften für den Lastenausgleich behilflich sein können. Beratend war er auch tätig als die beiden Bildbände unseres Kreises erstellt wurden. 1997 erstellte er eine Kurzfassung zur Geschichte des Kreises, die weite Verbreitung fand. Vom Beginn der KG bis 2002 war er Mitglied des Kreistages und zeitweise auch Revisor. Während seiner vielen Reisen in unsere Heimat hat er seine Eindrücke fotografisch festgehalten und in unserem Heimatbrief vielbeachtete Reiseberichte geschrieben. Dies alles war für die LO Anlaß, ihm das goldene Ehrenzeichen zu verleihen.

Herr Gerhard Toffel wurde nach einstimmigem Beschluß des Kreistages zum Kreisältesten auf Lebenszeit ernannt. Herr Toffel ist seit Anbeginn in der KG und hat diese teilweise durch „schwere See" manövrieren müssen. Auch hat er über 50 Jahre beste Kontakte zu unserer Patenstadt Bochum. Dies alles und als Ausdruck besonderen Dankes ist er nun Kreisältester der KG. Diese Auszeichnung kann nur an ein Mitglied verliehen werden. Die Feierstunde wurde musikalisch, wie immer in Bochum, vom Andza-Chor sehr einfühlsam umrahmt.

wort mit der rhetorischen Frage, was vielleicht anders gelaufen wäre, wenn es die Ächtung der Vertreibungen von Seiten der Vereinten Nationen schon früher gegeben hätte, die ja erst 1998 unter dem Druck der Ereignisse in Jugoslawien zustande kam. In seinem Festvortrag „60 Jahre danach – die Rolle der deutschen Heimatvertriebenen" schlug er dann einen großen Bogen von der ersten Unterschrift von Linus Kather unter die Charta der Vertriebenen damals bis hin zu einer Idee für heute, daß es unter den dreißigtausend arbeitslosen Pädagogen unter den Spätaussiedlern doch gewiß viele gebe, die dafür eingesetzt werden könnten, in die Gefängnisse zu gehen und sich um die Strafgefangenen zu kümmern, unter denen eben auch ein besonders hoher Anteil Spätaussiedler sei. Zum Abschluß der Feierlichkeiten wurden für ihre verdienstvolle Tätigkeit im Rahmen der Kreisgemeinschaft mit der Verdienstmedaille Dr. Norbert Matern, Pfarrer Waldemar Karl und Gabriele Sürig ausgezeichnet. Alle drei bedankten sich – ganz offensichtlich hocherfreut – in kurzen spontanen Ansprachen für die Ehrung. Dr. Norbert Matern hat sich für unsere Ehrung verdient gemacht nicht nur durch sein allgemeines Engagement für unsere Heimat, sondern er hat auch schon bei mehreren Kreistreffen die Referate gehalten. Pfarrer Waldmar Karl hat sich nach seiner Pensionierung die Braunsberger in München, und Frau Sürig, eine Nachgeborene (1964), hat mit großem Engagement eine vorbildliche Dokumentation für das Kirchspiel ihrer Vorfahren Pettelkau mit Klein- und Groß-Tromp erstellt, das sie nur aus den Erzählungen ihrer Mutter kennt. Und die hatte schon im Alter von sieben Jahren als Waisenkind die Heimat verlassen müssen. Die Festliche Stunde wurde umrahmt von Darbietungen des Blechbläser-Ensembles der Musikhochschule Münster. Das Treffen im kommenden Jahr findet wieder am vierten Wochenende im September als inzwischen fester Termin statt, und zwar wieder in der Johanniter-Akademie. Hingewiesen sei hier auf den Bildband „Braunsberg / Ostpreußen und sein Kreis" der für 29,50 Euro + Versandspesen beim Schriftführer M. Preuschoff, Bergstr. 29, 50171 Kerpen zu erhalten ist. Heimatliches Kulturgut nicht achtlos vergammeln lassen oder gar wegwerfen! Setzen Sie sich bitte mit dem Kreisvertreter oder mit der Patenstelle in Verbindung! Jede wichtige persönliche Veränderung insbesondere Wohnungswechsel teilen Sie bitte ebenfalls mit. Die Website der Kreisgemeinschaft ist www.braunsberg-ostpreussen.de. Demnächst finden Sie hier auch die „Bibel der Braunsberger", also das Buch „Braunsberg im Wandel der Jahrhunderte" aus dem Jahr 1934 von Franz Buchholz!



RÖSSEL

Kreisvertreter: Reinhard Plehn, Georg-Büchner-Straße 66, 40699 Erkrath, Telefon (02 11) 25 32 74 Reinhard.Plehn@t-online.de. Redaktion Rößeler Heimatbote: Gisela Fox, Tel. (0 40) 5 20 31 91

Neuwahl des Kreisausschusses und Kandidatenaufstellung für den Kreistag – Gemäß unserer Vereinssatzung fand im Rahmen der öffentlichen Kreistagssitzung am 24. September 2005 die Neuwahl der Vorstandsmitglieder (Kreisausschuß für zwei Jahre) und die Aufstellung von Kandidaten für die anstehende Kreistagswahl statt. Ernst Grunwald, der sein Amt als Kreisvertreter 12 Jahre ausübte und Schatzmeister Anton Sommerfeld, kandidierten aus Altersgründen nicht mehr. In den Vorstand wurden gewählt: Kreisvertreter: Reinhard Plehn, Bischofsburg, jetzt 40699 Erkrath, Georg-Büchner-Str. 66 von 17 Stimmberechtigten 16 ja 1 Enthaltung; stellv. Kreisvertreter: Paul Thiel, Stockhausen, jetzt 66333 Völklingen, Haydn-Str. 23 von 17 Stimmberechtigten 17 ja Stimmen; Schatzmeister: Siegfried Schrade, Schellen, jetzt 41066 Mönchengladbach, Erika-Str. 38, von 17 Stimmberechtigten 16 ja 1 Enthaltung; Schriftführerin: Waltraut Wiemer. Bischofsburg, jetzt 51375 Leverkusen, Mendelssohn-Str. 7 von 17 Stimmberechtigten 16 ja 1 Enthaltung; Karteiführerin: Ursula Schlempke: Daun/Eifel, jetzt 41464 Neuss, Meertal 212 von 17 Stimmberechtigten 16 ja 1 Enthaltung; Geschäftsführerin und Redakteurin des Rößeler Heimatboten: Gisela Fox: Hamburg jetzt 22417 Hamburg Leegmoor 43. Gisela Fox wurde in ihrem Amt bestätigt von 17 Stimmberechtigten 16 ja 1 Enthaltung. Im Anschluß an die Vorstandswahl erfolgte die Aufstellung der 11 Kandidaten für den Kreistag, der für vier Jahre gewählt wird. Für die Wahl in den Kreistag wurden vorgeschlagen: Ernst Grunwald, Krausen, jetzt 50933 Köln, Losheimer Str. 2; Anton Sommerfeld, Gr. Mönsdorf, jetzt 41462 Neuss, Benz-Str. 18; Maria Braun, Gr. Köllen, jetzt 41541

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 20

Anzeigen

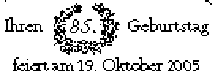
„Liebe war nicht nur ein Wort"
(W.B.)



Waltraud und Alfred Köhn
(Kingitten)
13. Oktober 1945 – 13. Oktober 2005

Liebe Eltern!
Euren nicht ganz einfachen Lebensweg habt Ihr nun schon „60" Jahre mit bewundernswerter Kraft gemeinsam durchlebt.
Es ist etwas ganz Besonderes und wir sind glücklich, Euch noch an unserer Seite zu haben.
Danke für alles – in Liebe – Eure Kinder
Wolfenbüttel – Salzdahlum
13. Oktober 2005





Ihren 85. Geburtstag
feiert am 19. Oktober 2005
Charlotte Sommer
geb. Preuß
aus Königsberg (Pr)
Schrötterstraße 19
jetzt 37269 Eschwege
Elsa-Brandström-Straße 5
Es gratulierten
Die Kinder mit ihren Familien

Kontakten Sie uns unter:
www.preussische-allgemeine.de
oder
anzeigen@preussische-allgemeine.de



Du meinst, du bist am Ende,
am Ende bist du nicht,
du musst nur durch das Dunkel,
danach wird's wieder Licht.

Ursula Ritzkat
geb. Bender
* 5. 8. 1919 in Bartztal, Kreis Ebenrode, Ostpreußen
letzter Wohnort: Föhrenhorst, Kreis Ebenrode, Ostpreußen
† 1. 10. 2005 in Neuss

Wir nehmen Abschied
Uwe und Elisabeth Ritzkat
Anne und Lena
Marianne und Rüdiger Kleinschmidt
Tim und Hannes mit Sabrina

Am Dormannsbusch 11, 41468 Neuss

Die Beerdigung hat am Freitag, dem 7. Oktober 2005, auf dem Friedhof in Neuss-Uedesheim stattgefunden.



„Wo dir Gottes Sonne zuerst schien,
wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten
und die Blitze dir die Allmacht Gottes offenbarten:
da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland…"
(.....)

Im ST. ANNES HOME FOR THE ELDERLY in Milwaukee/Wisconsin (USA) verstarb am 8. September 2005 meine liebe Schwester

Minna Woltersdorf
geb. Höchst

geb. 2. 6. 1919 in Grünhof Kreis Stallupönen — Oktober 1944: Grünhaus Kreis Gumbinnen

Angehörige trauern in Milwaukee und Hillsboro/Oregon (USA) und in Bremen.
In Liebe und Dankbarkeit erinnere ich mich an die schönen, unbeschwerten Jahre, die ich von 1956 bis 1964 in ihrer Familie in Milwaukee verlebt habe.

Kurt Höchst
Unter den Linden 37
19079 Mirow



Gekämpft, gehofft und doch verloren.
Völlig unerwartet und für uns alle noch unfassbar ist unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante

Gerda Dombrowski
* 20. 6. 1938 Adlersdorf/Kreis Lötzen — † 3. 10. 2005 Düsseldorf
viel zu früh von uns gegangen.



In stiller Trauer
Herbert und Rita Dombrowski
Irmgard Hauffe
Christel und Wolfgang Oehme
Andreas Hauffe
Sylvia Prellwitz und Familie
Birgit Oehme
im Namen aller, die um sie trauern

Traueranschrift: H. Dombrowski, 41564 Kaarst, Am Hoverkamp 37

Eine Stimme, die uns vertraut war, schweigt!
Ein Mensch, der immer für uns da war,
lebt plötzlich nicht mehr.
Vergangene Bilder ziehen in Gedanken vorbei.
Erinnerung ist das Einzige, was bleibt

In Deine Hände befehle
ich meinen Geist
Du hast mich erlöst,
Herr, Du treuer Gott
Ps. 31, 6

In tiefer Trauer nehmen wir Abschied von meiner geliebten Frau, unserer treusorgenden Mutter und Schwiegermutter, herzensguten Oma, Schwester, Schwägerin und Tante

Charlotte Joswig
geb. Kulessa
* 23. November 1927 in Skomanten, Ostpreußen — † 28. September 2005 in Solingen

In Liebe und Dankbarkeit
Fritz Joswig
Klaus und Gabriele Hoffmann, geb. Joswig
mit Sonja, Viola und Nathalie
sowie alle Angehörigen

42859 Remscheid, Stephanstraße 11

Die Trauerfeier fand am Mittwoch, dem 5. Oktober 2005, um 11.15 Uhr in der Kapelle des evangelischen Friedhofes Solingen-Höhscheid, Regerstraße, statt. Anschließend erfolgte die Beerdigung.
Im Namen aller Kulessa-Geschwister: Günther Wannags



Und die Meere rauschen
den Choral der Zeit
Elche stehen und lauschen
der Ewigkeit



Fern seiner geliebten ostpreußischen Heimat hat ein deutsches Herz aufgehört zu schlagen.

Carolus Jannes Jochen
Peter van Setten
* 24. Oktober 1924 in Königsberg (Pr)
† 18. August 2005 in Waldbröl

In stiller Trauer
Frieda Hochmann
Hendrik van Setten und Familie
Hubertus van Setten und Familie
Dirk van Setten und Familie
Alexander van Setten und Familie
Sebastian und Victoria-Anna van Setten
Dr. Alfred van Setten
sowie alle Verwandten und Freunde

Traueranschrift: 51545 Waldbröl, Quadtweg 24

Die Seebestattung erfolgt zu einem späteren Zeitpunkt im engsten Familienkreis.
Für freundlich zugedachte Kränze und Blumen bitten wir im Sinne des Verstorbenen um eine Spende an die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, Bremer Bank, Nr. 107 467 200, BLZ 290 800 10 (Stichwort: Peter van Setten).



Und immer sind irgendwo Spuren Deines Lebens,
Bilder, Augenblicke und Gefühle.
Sie werden uns immer an Dich erinnern.

Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb, für uns alle plötzlich und unerwartet, mein lieber Mann, unser treuer Vater, liebevoller Großvater, guter Bruder und Onkel

Günther Holger
Schwichtenberg
* 16. 10. 1928 Adl. Dollstaedt/Ostpreußen
† 22. 8. 2005 Agassiz/Kanada

Um ihn, der uns so viel gab, trauern
Marianne Schwichtenberg, geb. Grosse-Leege
Holger und
Catherine Schwichtenberg, geb. Sparkes
mit Alex, Philip und Mark
Detmar und
Jennifer Schwichtenberg, geb. Wilson
mit Tomas
Kerstin Schwichtenberg
sowie alle Angehörigen und Freunde

1702 Agassiz Avenue, Agassiz B.C. V0M 1A2/Kanada

Gott, der Herr über Leben und Tod, hat in ihrem hundertsten Lebensjahr unsere liebe Tante zu sich gerufen.



Lina Jenett
geb. Powalla
geb. 31. 12. 1905 in Königswalde, Kreis Lyck
gest. 3. 10. 2005 in Herzberg am Harz

Wir gedenken ihrer in Liebe und Dankbarkeit
Familie Kriemhild Greune, geb. Jorzyk
Familie Sigurd Jorzyk
Familie Dietmar Jorzyk

Traueranschrift: Kriemhild Greune, Herzberger Landstraße 99, 37085 Göttingen.

Dortnagen, Aloysius-Str. 36; Ema Jahnel, Gr. Köllen, jetzt 41470 Neuss, An der Laage 2a; Franz Krause, Schellen, jetzt 52124 Würselen, Duffesheider Weg 26; Clemens Lange, Wangst, jetzt 42283 Wuppertal, Nelken-Str. 17; Lothar Sassen, Bischofstein, jetzt 58638 Iserlohn, Ulmen-Weg 7; Elfriede Wroblewski, Cronau, jetzt 40597 Düsseldorf, Benrather Schloßallee 88; Ernst Grünheidt, Samlak, jetzt 52382 Niederzeir, Eilener Weg 23; Ernst Michutta, Lautem, jetzt 34305 Niedenstein, Wiehoff-Str. 21; Erwin Weinert, Neudims, jetzt 47803 Krefeld, kempener Allee 185; Ersatzkandidaten: paul Rückstein, Labuch, jetzt 41472 Neuss, West-Str. 30; Waldemar Rogalla, Bischofsburg, jetzt 42807 Remscheid, Postfach 100703. Diese Kandidaten werden hiermit zur Wahl veröffentlicht. Wenn bis zum 15. Dezember 2005 kein ernsthafter Einspruch gegen die Wahl eines dieser Kandidaten beim Wahlleiter Ernst Grunwald, Losheimer-Str. 2, 50933 Köln, (Lm. Ernst Grunwald ist als Wahlleiter für den kurzfristig erkrankten Lm. Clemens Lange eingesprungen) eingeht, gelten die Kandidaten gemäß Absatz 7 unserer Wahlordnung für den Kreistag als gewählt. Diese Bekanntgabe erfolgt gemäß Absatz 8 unserer Wahlordnung in der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* und im Rößeler Heimatboten.



TILSIT-RAGNIT

Kreisvertreter: Hartmut Preuß, Hordenbachstraße 9, 42369 Wuppertal, Telefon (02 02) 4 60 02 34, Fax (02 02) 4 96 69 81. Geschäftsstelle: Helmut Pohlmann, Telefon (0 46 24) 45 05 20, Fax (0 46 24) 29 76, Rosenstraße 11, 24848 Kropp

Silberne Ehrenzeichen für Edeltraut Zenke – Edeltraut Zenke schrieb am 10. Mai 1997: „Mich plagen schon länger ein paar Fragen. In unserem Heimatbrief liest man von den Treffen der meisten Kirchspiele des Kreises Tilsit-Ragnit, nur von Sandkirchen nicht. Sicher, die anderen haben es leichter aufzubauen, weil sie seit Jahrzehnten Patenschaftsstädte in Schleswig-Holstein haben. Wir nicht, aber das muß uns doch nicht hindern ...“ Da Edeltraut nicht nur ein Mensch der Worte, sondern auch der Taten ist, organisierte sie das erste Treffen Kirchspiel Sandkirchen am Sonntag, dem 14. September 1997 in den „Tiroler Stuben“, Scherenberger Str. 45 in Osterode und das zweite ein Jahr später im Restaurant „Zur alten Harzstraße“, Hengstrüchen 148. Vorher war Edeltraut Zenke zur Kirchspielvertreterin gewählt worden. Sie übernahm das arg vernachlässigte Kirchspiel von Horst Kalendruschat, der es trotz sechsjähriger Aufbauarbeit nicht schaffte, ein Treffen durchzuführen. Nun Treffen wir uns jährlich in unserem neuen Stamm-Domizil im Gasthaus „Petershütte“ am Groschenbrink 8 in 37520 Osterode. Die Schirmherrschaft unserer Treffen übernahm Bürgermeister a.D. Dernedde. Sein gewählter Nachfolger Herr Becker, Bürgermeister der Stadt Osterode, führt diese Tradition fort. Edeltraut Zenke hat zusammen mit ihrem Ehemann Willi und dem Deutschen Roten Kreuz ab 1991 über zehn große Hilfstranporte mit lastzügen in unser Kreisgebiet und nach Sandkirchen / Timofejewo gebracht. Auch lag und liegt ihr der Erhalt der Kirche in Sandkirchen am Herzen. Sie setzte sich bei vielen Institutionen, einschließlich Bundesinnenministerium vehement für finanzielle Unterstützung ein, um wenigstens das marode Kirchendach zu sanieren. Leider ohne Erfolg. Und so kam es wie es kommen mußte, das Dach des Mittelschiffs ist heute eingestürzt. 2004 wurde unsere alte evangelische Kirche von der Russischen Kirche übernommen, als Gotteshaus geweiht und wird nun wieder – nach alten Unterlagen aufgebaut. Edeltraut Zenke hat sich um das Kirchspiel Sandkirchen verdient gemacht. Im Namen des Sprechers der LO und des Vorsitzenden der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit überreichte Geschäftsführer Helmut Pohlmann ihr das Silberne Ehrenzeichen.



TILSIT–STADT

Stadtvertreter: Horst Mertineit. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 7 77 23 (Anrufbeantworter), Diedrichstraße 2, 24143 Kiel

Realgymnasium / Oberschule für Jungen – Im Bericht vom 61. Schultreffen (Ostpreußenblatt Ausgabe 38) hatte sich der Fehlerteufel eingeschlichen – richtig muß es heißen: „Dresden als kulturgeschichtliche Perle Deutschlands“.

Fünftes Schülertreffen der Schule Tilsit-Senteinen – Erbarmung! Wie schnell doch die Zeit vergeht. Wie im vorigen Jahr beschlossen, so trafen sich 24 ehemalige Schülerinnen und Schüler aus Senteinen und Bendigsfelde mit ihren Ehepartnern und Freunden im Osthaeim in Bad Pyrmont zum Schultreffen der Schule Tilsit-Senteinen. Mit insgesamt 40 Teilnehmern war das Treffen merklich weniger besucht als in den Vorjahren. Da viele Teilnehmer dem 80. Lebensjahr entgegengehen oder dieses schon überschritten haben, ist es verständlich, daß alters- und krankheitsbedingt für viele das reisen beschwerlich wird. Trotzdem haben aus Senteinen 16 Teilnehmer , davon 10 Ehemalige, und aus Bendigsfelde 24, davon 14 Ehemalige zusammengefunden. Das zeigt, daß der Wunsch nach Gemeinschaft immer noch besteht. Auch in diesem Jahr hatten die Schulfreunde Dr. Hölzler und H. Schmikt das Treffen vorbereitet und ein unterhaltendes Programm zusammengestellt. Nach der Begrüßung und der Totenehrung vergingen die Stunden und Tage mit der Auswertung der eingebrachten Dokumente für die Chronik, sowie Besichtigungen und gemütlichem Plachandern und dem nun schon traditionellen Ostpreußen-Abend mit Spiel und Gesang. Filme und Videos rundeten das Programm ab. Der Wunsch nach jährlichen Wiedersehen wurde bekräftigt. Wir treffen uns am 11. und 14. Mai 2006 im Ostheim, Bad Pyrmont. Kontakt: Horst Wowereit, Niendorfer Str. 11, 23911 Kittlitz.

Ostpreußen-Vortrag



Foto: Helfried Weyer

Elmshorn – Dienstag, 25. Oktober, 19 Uhr Vortrag: „Ostpreußen – Land der dunklen Wälder und kristallnen Seen“ auf der Elmshorner Dittchenbühne. Der Fotograf Helfried Weyer zeigt seine Ostpreußen-Fotos – auch vom hier abgebildeten Museumsdorf Hohenstein. Schwerpunkt sind die Landschaften Masurens, der Kurischen Nehrung und die Stadt Königsberg. Dazu liest Weyer Texte von berühmten Ostpreußen.

Ausstellung

Stade – Noch bis 15. Januar 2006 zeigt das Kunsthaus Stade, Wasser West 7, 21682 Stade, Gemälde und Zeichnungen der Künstlerkolonie Nidden auf der Kurischen Nehrung. Zu sehen sind unter anderem Bilder von Friedrich Neithammer und Hans Hentschke. Eintritt 1 Euro.

Sommerfest 2006

Hamburg – Auch im Jahre 2006 veranstaltet die Landsmannschaft ostpreußen wieder ein Sommerfest im südlichen Ostpreußen. Es findet am Sonntag, 30. Juli 2006 statt. Der genaue Ort wird noch bekannt gegeben.

Ostheim

Bad Pyrmont – Sonnabend, 15. Oktober findet im Ostheim in der Parkstraße 14 in Bad Pyrmont von 15 bis 17 Uhr eine Ausstellung statt, in der die Arbeitsergebnisse der 51. Werkwoche präsentiert werden. Gäste sind herzlich willkommen.

Sommerfrische in Palmnicken

Unterhaltsames von der Bernstein-Küste

Von Rudolf Kukla

Glück mußte man 1942 schon haben: Ein Werkmeister des Bernsteinwerks Palmnicken beantwortete unsere Anfrage: „Kommen Sie man, Ihr trautstes Zimmerchen ist ja frei, und auch Frau mit Kinders freuen sich all drauf“. Wie schon dreimal zuvor, ging's zu den Sommerferien über Königsberg und Cranz, schön langsam, die Ostsee entlang, um die Ecke des Samlandes, bis man endlich Palmnicken erreichte. Vom Bahnhof war der Weg mit Feriengepäck ganz schön weit; aber sich dafür etwa ein Fuhrwerk leisten oder eine der schmucken Pensionen bzw. das Hotel entlang der endlos erscheinenden Ortsallee? Auch diese hatte zwar ein Ende, aber nun begann der Sandweg bis an's „wohlriechende“ Schlachthaus. Hundert Meter weiter dann, mit Blick auf's Bernsteinwerk, bezogen wir zu viert unser Zimmer. Natürlich waren Spirituskocher und Aluminiumtöpfe dabei. Diese gehörten, nebst Sirup für Himbeerwasser, zu meiner Traglast. In der Waschküche garten dann die Mittagessen im Spiritusduft; abwechselnd Wruken, Möhren, Weißkohl, mit Kartoffeln zum Eintopf, gut und reichlich, immerhin mit Kochwurst dazu!

Der älteste Wirtssprößling, „ewigen Flunderessens“ müde, war dabei gerne Tischgast und bedankte sich dafür, indem er uns das Saltoschlagen im Hausflur beizubringen versuchte, oder uns an geheime Orte Palmnikkens führte, wohin sich kaum ein Badegast verirrte. Unter anderem waren es eigentlich verbotene Schleichwege über die Dünen zum Badestrand oder eine karge Sandebene bis dicht zur Bernsteingrube heran: Hinter Sanddornbüschen versteckt, beobachteten wir den großen Bagger. Er belud sogenannte Lorenzüge mit „blauer Erde“, die jene zur „Wäscherei“ beförderten, wo dann der Bernstein mit hochgepumptem Ostseewasser freigespült wurde, schlammig, anderenstrands zurückgeleitet. Jene Sandebenen hätten einst „Nicken“ geheißen, verkündete er stolz sein angebliches Schulwissen: Die darauf wachsenden Disteln mit langen, harten Stacheln an ausladenden Blättern, zudem malerischen Blütenkörbchen, hätte man früher „Palmes“ genannte. So sei denn der Name Palmnicken entstanden.

Sein Vater hielt aber nichts von solchen „Spinnetereien“, die vielleicht stimmten oder nicht. Anstelle solcher Fragwürdigkeiten führte er uns gelegentlich lieber durch das Bernsteinwerk, auch dort hin, wo keine Besichtigungen vorgesehen waren; mit Extragenehmigung ins Bernsteinlager zum Beispiel, wo die dikksten Brocken zum Abtransport nach Königsberg bereit lagen. Außerdem durften wir sogar den Bernsteinschleifern, -drechslern und –schnitzern zuschauen, um deren Kunst aus der Nähe bewundern zu können. Für den Ausstellungsraum mit Bernsteinherrlichkeiten in Vitrinen (Schmuck, Zierschatullen und bildnerisches Kunstgewerk) gab es öffentliche Besuchszeiten, während ein käuflicher Erwerb einfacher Bernsteinandenken in fast jedem Kaufladen, wertvollerer Dinge aber nur über ein (oder etwa noch ein zweites?) speziell dafür berechtigtes Fachgeschäft Palmnickens erlaubt war.

Natürlich suchte jedermann nach zum Strand angespültem Bernstein: Bis zu einer bestimmten Größe der Bröckchen (Walnußgröße) durfte man sie dann auch für sich behalten. Andernfalls aber, hieß es auf den Mann im grünen Loden mit Hut zu achten, der im Hintergrund auf Freudentänze lauerte, um deren Ursache zu inspizieren – und gegebenenfalls – sogleich „übergroße“ Fundstücke zu konfiszieren. Mehr oder weniger zebragestreift, im von Waden bis Hals reichenden, baumwollnen Badezeug, ließ sich wohl kaum ein unerlaubtes Stück Bernstein verbergen. Allerdings gab's ja noch ehrliche Finder, die dafür geneigt waren, größere Stücke im Gemeindeamt abzuliefern, denn dort bekam man – je nach Fundgröße – schmucke Quittungen oder sogar einen lobenden Eintrag im Gästebuch. Nur – sicher ist sicher! – Also mußte es eben den ehrenamtlichen Kontrolleur geben: Es sei der pensionierte Hauptlehrer gewesen, so munkelte man; aber wer weiß?

Die älteren, „gesetzten“ Damen und Herren blieben auch am Strand bei ihrer besten Ausgehkleidung, mit Hut und Schirm bewaffnet: Solchermaßen behindert, hielten sie sich tunlichst vom Wasser fern; einer Bernsteinunterschlagung unverdächtig, also vom „grünen Männchen“ gelüfteten Huts gegrüßt. Fast täglich, am Hauptstrand Palmnickens, demonstrierte da noch ein Bernsteinfischer seine Kunst. Zudem als Ruderkahneigner mit Dieselmotor, lud er sich Bereitwillige für ein paar Dittchen ins Boot, damit diese bei Windstille den Strand und das Bernsteinwerk von See her betrachten konnten. Drei Ruderpaare hatte er dabei, denn so konnten sich seine Gäste auch sportlich betätigen, wenn der Motor wieder einmal streikte oder ihm gar der Treibstoff ausging; (zurück am Strand, mit spöttischer Begeisterung begrüßt).

Zuvor, in Friedenszeiten, da mühte sich ja noch der weißblaue Klingelmann mit seinem Schoko-Vanille-Eiskarren durch den Sand, im Vorbeiziehen eine Duftwolke der Verführung hinterlassend, verfolgt vom Gebrüll verzweifelter Gnupse, deren Eis von der Waffel in den Sand gefallen war. Wo mochte es ein geruhsameres Strandleben gegeben haben als einst im beschaulichen Palmnicken?

Anzeigen



Ich schreibe Ihr Buch
☎ 0 40 / 27 88 28 50

Mitarbeiter der Landsmannschaft Ostpreußen sucht für sich und Familie sowie Dackel
Wohnung od. Haus
mind. 3 Zimmer, mit Garten zwischen Hamburg u. Lüneburg (gerne auch Winsen/L.). Sofort oder später.
Angeb. bitte u. Chiffre 51433 an die Preußische Allgemeine Zeitung Parkallee 84, 20144 Hamburg





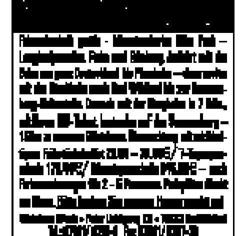
Verschiedenes

Suche das Buch
„Der Kreis Pr. Eylau, Ausgabe 1983“
Verfasser H. Schulz
Telefon 0 41 81 / 44 88

Urlaub/Reisen

Königsberg · Masuren
Danzig · Kurische Nehrung
DNV-Tours Tel. 07154/131300





Ostsee Köslin

Sieger sitzen über Besiegte zu Gericht

Vor 60 Jahren wurde vor dem Internationalen Militärgerichtshof Anklage gegen die Hauptkriegsverbrecher erhoben



Foto: picture-alliance / akg-images

Prozeß vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg gegen die Hauptkriegsverbrecher: Auf der Anklagebank sitzen Karl Dönitz, Erich Raeder, Baldur von Schirach, Fritz Sauckel, Alfred Jodl, Franz von Papen, Hans Fritzsche, Albert Speer, Constantin Freiherr vom Neurath und Arthur Seyß-Inquart in der hinteren Reihe sowie Hermann Göring, Rudolf Heß, Joachim Ribbentrop, Wilhelm Keitel und Ernst Kaltenbrunner in der vorderen (von links nach rechts)

Am 18. Oktober 1945 wurde vor dem von den vier Besatzungsmächten Deutschlands eigens hierfür einberufenen Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg Anklage erhoben gegen Hermann Wilhelm Göring, Rudolf Heß, Joachim von Ribbentrop, Robert Ley, Wilhelm Keitel, Ernst Kaltenbrunner, Alfred Rosenberg, Hans Frank, Wilhelm Frick, Julius Streicher, Walter Funk, Hjalmar Schacht, Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, Karl Dönitz, Erich Raeder, Baldur von Schirach, Fritz Sauckel, Alfred Jodl, Martin Bormann, Franz von Papen, Arthur Seyß-Inquart, Albert Speer, Constantin Freiherr von Neurath und Hans Fritzsche. Die Personen wurden angeklagt als Einzelpersonen, aber auch „als Mitglieder folgender Gruppen und Organisationen, soweit sie ihnen angehörten: Die Reichsregierung; das Korps der politischen Leiter der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei; die Schutzstaffeln der NSDAP (allgemein bekannt als ‚SS‘) einschließlich des Sicherheitsdienstes (allgemein bekannt als ‚SD‘); die Geheime Staatspolizei (allgemein bekannt als ‚Gestapo‘); die Sturmabteilungen der NSDAP (allgemein bekannt als ‚SA‘) und der Generalstab und das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht“. Die Deutschen wurden angeklagt der „Verbrechen gegen den Frieden ..., die durch Planen, Vorbereitung, Einleitung oder Durchführung von Angriffskriegen, die zugleich auch Kriege unter Verletzung internationaler Verträge, Vereinbarungen und Zusicherungen waren, begangen wurden; ferner Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Den Angeklagten wird auch Teilnahme an der Ausarbeitung oder Ausführung eines gemeinsamen Planes oder einer Verschwörung zur Begehung, aller dieser Verbrechen zur Last gelegt.“

Der Prozeß fand vom 20. November 1945 bis zum 1. Oktober 1946 statt. In dieser Zeit hat der Gerichtshof 403 öffentliche Sitzungen abgehalten. 33 von der Anklagebehörde benannte Zeugen haben mündlich gegen die einzelnen Angeklagten ausgesagt, und 61 Zeugen, zu den noch 19 der Angeklagten hinzukommen, sagten für die Verteidigung aus. Weitere 143 Zeugen machten ihre Aussagen für die Verteidigung in Form schriftlicher Antworten auf Fragebogen.

Für eine Verurteilung bedurfte es von den vier Richterstimmen entsprechend den vier Besatzungsmächten einer Mehrheit von drei Voten, die sich dafür aussprachen. Im Falle von Schacht und von Papen führte eine Pattsituation zum Freispruch, für eine Bestrafung Fritzsches sprach sich nur der sowjetische Richter aus. Mit einem Todesurteil endete der Prozeß für Bormann (in Abwesenheit), Frank, Frick, Göring, Jodl, Kaltenbrunner, Keitel, Ribbentrop, Rosenberg, Sauckel, Seyß-Inquart und Streicher. Göring beging Selbstmord. Die übrigen wurden am 16. Oktober 1946 gehängt. Dönitz, Funk, Heß, Freiherr von Neurath, Raeder, von Schirach und Speer erhielten Haftstrafen zwischen zehn Jahren und lebenslänglich. Ley hatte bereits vor Prozeßbeginn den Freitod gewählt. Gegen Krupp von Bohlen und Halbach war das Verfahren aus gesundheitlichen Gründen eingestellt worden. Als verbrecherische Organisationen und Gruppen wurden SS, SD, Gestapo und das Führerkorps der NSDAP verurteilt. *M. R.*

Danzigs Herzog

Vor 250 Jahren wurde der französische Marschall Lefebvre geboren

Von Dieter W. Leitner

Pierre Francois Joseph Lefèbvre wurde am 20. Oktober 1755 im Elsaß geboren. In den Revolutionskriegen wurde er General und unterstützte als Gouverneur von Paris den Staatsstreich von 1799. Nach der verlorenen Schlacht von Jena und Auerstedt war der Weg für die französischen Truppen nach Preußen geöffnet. Am 10. März 1807 stand die Rheinbundarmee unter Führung Lefèbvres vor Danzigs Toren. Sie bestand – abgesehen von 12000 Pionieren unterschiedlicher Herkunft – aus 26000 Franzosen, Sachsen, Badenern und Polen.

Ihr standen in Danzig unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls Graf von Kalckreuth 15000 Verteidiger gegenüber, die angesichts der Gefahr die Vorstädte Petershagen, Neugarten, Altschottland, Stolzenberg und Schidlitz niederbrannten und die Niederung unter Wasser setzten. Obwohl Danziger Bürger sich an der Verteidigung nicht zu beteiligen brauchten, meldeten sich viele Freiwillige. Die Belagerung hielt wochenlang an, ohne daß die Stadtrepublik kapitulierte. Napoleon schrieb seinem sonst hochgeschätzten Marschall grobe Briefe. Schließlich waren der gute Wille, Danzig zu halten, und alle Tapferkeit vergebens. Am 24. Mai kapitulierten Danzigs Verteidiger; die Garnison konnte ehrenvoll über die Frische Nehrung nach Ostpreußen abziehen, wohin Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. und seine Frau Luise bereits geflüchtet waren.

Am 29. Mai zog Marschall Lefèbvre mit seinen Truppen in Danzig ein. Zwei Tage später wurde er von Napoleon zum „Duc de Dantzig“ (Herzog von Danzig) ernannt. Am folgenden Tag (1. Juni) traf der Kaiser selbst in Danzig ein, um zunächst die Befestigungswerke zu besichtigen. Er ernannte den ebenfalls im Elsaß geborenen General Jean Rapp zum Gouverneur. Im Frieden von Tilsit 1807 wurde Danzig von Preußen abgetrennt und zur „Freien Stadt“ (ville libre) erklärt. Rapp setzte einen neuen Senat aus vier Bürgermeistern, 14 Senatoren und zwölf Schöffen ein, der jedoch keine Handlungsfreiheit hatte. Ohne Rapps Genehmigung und seine Anweisungen konnte nichts durchgeführt werden.

War die Danziger Bevölkerung zunächst dem glorreichen Frankreich noch freundlich gesinnt, so änderte sich dies schlagartig. Die Stadt mußte nach ihrer Besetzung sofort eine Kontribution von 20 Millionen Franken zahlen, Rapp kassierte selbst 1,2 Millionen.



Marschall Lefèbvre Bild: Leitner

Und auch Marschall Lefèbvre erpreßte von der Stadt ein persönliches „Geschenk“ von 400000 Franken. Für Danzig sollte damit für sieben Jahre eine unvorstellbare Leidenszeit und die völlige Auszehrung beginnen. Insgesamt mußte die Stadt in der Besatzungszeit 40 Millionen Gulden bezahlen. Die Bevölkerungszahl des Freistaates sank von 80000 auf 55000 Einwohner, in der Stadt lebten nur noch etwa 35000 Personen. Hans Memlings berühmtes Altarbild, das „Jüngste Gericht“ ließ Napoleon aus der Marienkirche nach Paris verschleppen. Es kehrte erst im Januar 1817 zurück.

Erst am 2. Januar 1814 konnte Danzig nach fast einem Jahr Belagerung durch russische und preußische Truppen unter dem Kommando des Herzogs Alexander von Württemberg von der französischen Gewaltherrschaft befreit werden. 5200 Franzosen zogen in Gefangenschaft nach Rußland. Die Stadt wurde wieder an die preußische Verwaltung übergeben. Die Danziger prägten aus Anlaß ihrer Befreiung von dem französischen Joch eine kleine Silbermedaille von 15 Millimeter Durchmesser, die als Umschrift auf dem Revers den Text „Gott segnete die vereinigten Heere“ trägt. In der Mitte schwebt die Siegesgöttin Victoria mit Schwert und Lorbeerkranz. Auf dem Avers ist die Aufschrift „Eroberung von Danzig durch d. Herzog Alexander v. Württemberg d. 2. Jan. 1814“ zu sehen.

Der Herzog Lefèbvre verließ schon 1808 Danzig und führte ein Korps in Spanien, besetzte 1809 Innsbruck und befehligte 1812/13 die kaiserliche Garde. Er starb 1820 in Paris. Seine Frau Catherine Hübscher, die weder lesen noch schreiben konnte, avancierte von einer elsässischen Wäscherin zur „Marschallin von Frankreich“ und gebar Lefèbvre 14 Kinder, von denen jedoch keines die Mutter überlebte. Die Ehe soll glücklich gewesen sein. Nur mühsam lernte die Herzogin Französisch. Sie war bald der erheiternde Mittelpunkt bei Hofe und ihre unverblümte Redeweise bot den Stoff für zahlreiche Anekdoten. Catherine überlebte ihren Mann um 15 Jahre und starb 1835 im Alter von 82 Jahren. Der gefeierte französische Bühnenroutinier Victorien Sardou (1831–1908) machte die „Marschallin“ 1893 mit seiner historischen Komödie „Madame Sans-Gêne“ populär und weltbekannt.

»Werk des Brudersinns«

Vor 125 Jahren wurde die Fertigstellung des Kölner Doms gefeiert

Von Manuel Ruoff

Am 15. Oktober 1880 feierten Preußen und das Deutsche Reich die Fertigstellung des Kölner Doms. Damit hatten die Bauarbeiten an einem Jahrhundertwerk ihren Abschluß gefunden, die 632 Jahre zuvor, also im sogenannten tiefsten Mittelalter, ihren Anfang genommen hatten. 1560, auf dem Höhepunkt des Reformationszeitalters, wurden die Arbeiten an dem katholischen Gotteshaus eingestellt. In den nun folgenden Jahrhunderten, die geprägt waren von der Freude, das vermeintlich finstere Mittelalter überwunden zu haben, wurden die Bauarbeiten nicht fortgesetzt.

Eine Wende brachte die Romantik. In der Franzosenzeit sehnten sich viele Deutsche nach dem Mittelalter zurück, als es noch ein Reich gab. Mit der Sympathie für die Epoche ging eine Sympathie für den mittelalterlichen Kölner Dom einher. Ein Glücksfall für den Sakralbau war es, daß mit Friedrich Wilhelm IV. ein überzeugter Romantiker den Thron des protestantischen Preußens bestieg, zu dem Köln als Ergebnis des Wiener Kongresses von 1815 an gehörte.

Zwei Jahre nach Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung, in concreto am 4. September 1842, legte der König den Grundstein für den Weiterbau an dem Werk, das nun nicht mehr nur als Haus Gottes, sondern aufgrund seines gotischen und damit angeblich urdeutschen Stils auch als Nationaldenkmal und durch seine Lage links des Rheins auch als Bollwerk gegen Frankreich gesehen wurde. Bei der Grundsteinlegung bezeichnete der Monarch den Prachtbau als „Werk des Brudersinns aller Deutschen, aller Bekenntnisse“.

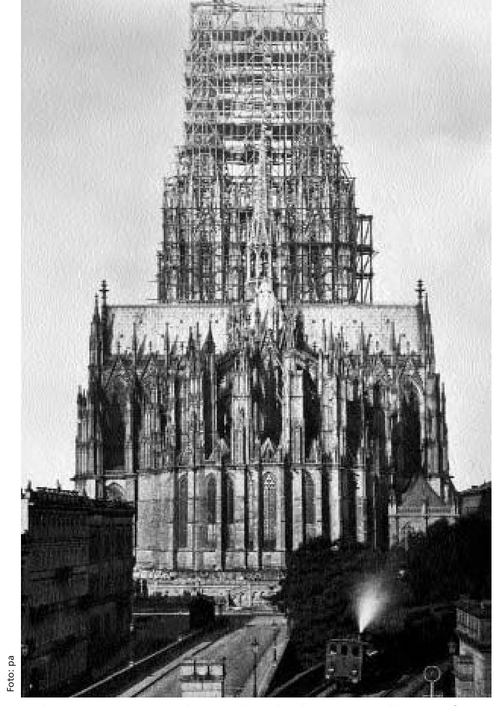


Foto: pa

Kölns Dom vor 125 Jahren: Obwohl die Fertigstellung gefeiert wurde, waren die Türme noch eingerüstet

Als 38 Jahre später dieser Weiterbau feierlich abgeschlossen wurde, war es mit dem Brudersinn aller Bekenntnisse nicht weit her.

Der feierliche Akt der wieder im Beisein des Königs, nun Wilhelms I., vollzogen wurde, war überschattet vom sogenannten Kirchenkampf zwischen dem protestantischen Preußen und der katholischen Kirche. Das zeigte sich bereits darin, daß zur Feier der Fertigstellung dieses gewaltigen katholischen Gotteshauses, die protestantischen Kirchen geflaggt hatten, die katholischen aber nicht. Ganz bewußt war der Dom am 14. August 1880 fertiggestellt worden, um am darauffolgenden Gedenktag der (ersten) Grundsteinlegung von 1248 feiern zu können. Wilhelm I. setzte jedoch als Tag der Feier den Geburtstag seines Vorgängers und Bruders Friedrich Wilhelm IV., den 15. Oktober, durch.

Der Festgottesdienst fand in der evangelischen Trinitatiskirche statt. Im ungeschmückten Dom fand nur ein Te Deum statt, und das entgegen dem Wunsche des Metropolitankapitels vor der weltlichen Feier, an der das Kapitel nicht teilnahm.

Am Dom wurde das Kaiser- und Königspaar statt vom Erzbischof, der im niederländischen Exil lebte, von Weihbischof empfangen, und das nicht etwa im feierlichen Bischofsornat, sondern in der schlichten Kleidung eines Domdechanten. Ein weiteres Symptom der Unwillensbekundung schließlich ist die feierliche Urkunde zur Domvollendung: Kein einziger katholischer Geistliche hat sie unterzeichnet.



Von Trauer tief umschlossen

Rebellierender Teenager lüftet das tragische Geheimnis einer jungen Frau

Als Leahs Eltern mit ihrer stark pubertierenden 18jährigen Tochter nicht mehr weiter wissen, schicken sie sie in das kleine spanische Dorf Punta del Cambio zu ihren Verwandten. Dort, fern vom deutschen Großstadtrummel, soll die junge Frau zu sich selbst finden und vernünftig werden. Doch Leah denkt gar nicht an Vernunft. Jedem gegenüber, der versucht ihr nahezukommen, verhält sie sich widerspenstig. Sich selbst mit Scheren und Messern verletzend, sieht sie sich als den furchtbarsten Menschen dieser Welt, zu niemandem gehörend und aufgrund ihrer eingebildeten Andersartigkeit zur Einsamkeit verdammt.

Auf ihren Alleingängen durch die Stadt begegnet sie immer wieder einer Frau, die täglich stundenlang am Strand spazierenzugehen und genauso einsam wie sie zu sein scheint.

Neugierig beginnt sie die Fremde zu beobachten und schleicht eines Nachmittags heimlich in deren Haus. In einem blauen Heftchen findet sie einen Satz, der sich sofort in ihr Gedächtnis brennt „Ich bin tot, jedenfalls so tot, wie man sein kann, wenn man noch lebt.“

Angezogen von der Trauer und Gleichgültigkeit, die diese Frau wie ein Mantel zu umschließen scheint, beschließt Leah, die Fremde kennenzulernen. Leah und Helene werden Freundinnen, ohne daß Helene jedoch je ein Sterbenswörtchen über ihre Vergangenheit verliert.

„Leah erinnerte sich daran, wie sie Helene im Winter zum Zeitvertreib beobachtet hatte ... Sie hatte ihr Geheimnis lüften wollen. Doch wenn sie es nüchtern betrachtete, war sie damit keinen Schritt weitergekommen .... Sie hatte nichts erfahren. Nicht das kleinste bißchen von dem, was Helene in den 36 Jahren gemacht hatte, bevor sie nach Punta del Cambio gekommen war. Und das verletzte Leah.“ In diesem Moment beschließt Leah, sich auf die Spur von Helenes Vergangenheit zu machen, und fliegt zu diesem Zweck zurück nach Deutschland. Und die Wahrheit, die sie dort findet, ist härter und schrecklicher, als sie es sich vorzustellen gewagt hätte, denn Helena war nicht immer allein, sie hatte einen Sohn.

Außergewöhnlich plastisch schildert Juliane Hielscher den Schmerz und die Todessehnsucht einer Mutter, die ihr Kind verloren und so dann sich selbst und ihr eigenes Leben aufgegeben hat. Der Schmerz und die Verzweiflung dieser Frau zeigen sich dem Leser in all ihren Handlungen und vermitteln ihm einen Hauch dessen, wie eine Mutter empfinden mag, die ihr über alles geliebtes Kind verloren hat.

Im krassen Gegensatz zur gefühlsleeren trauernden Helene steht in diesem Roman die stürmische und aufbrausende Leah, die vor lauter Kraft und Ungestüm versucht, ihrem jungen Leben ein frühes Ende zu setzen.

Am einsamen Strand eines spanischen Dorfes prallen nun diese Gegensätze aufeinander und setzen eine Energie frei, die den Leser in einen Strudel voll Emotionen und Ereignissen reißt, aus dem er sich bis zur letzten Seite dieses außergewöhnlichen Romans kaum zu befreien vermag. *A. Ney*

***Juliane Hielscher: „Vom Leben und Sterben der Pinguinfische“**, Eichborn, Frankfurt am Main 2005, geb., 352 Seiten, 22,90 Euro*

Marxist geblieben

Gesinnung der rot-grünen Bundesminister

Ja, ich bin ein Marxist.“ „Stalin war so ein Typ wie wir ...“ – Nein, dies sind keine Zitate von irgendwelchen Altkommunisten aus grauer Vorzeit, sondern sie sollen von Gerhard Schröder und Joschka Fischer stammen, wie dem Buch „Rot-grüne Lebenslügen – Wie die 68er Deutschland an die Wand gefahren haben“ zu entnehmen ist. Zwar haben sie diese Aussagen schon vor einigen Jahren getätigt, doch als „Jugendsünden“ sind sie nur schwerlich abzutun. Fischer tat sogar noch Ende der 90er Jahre kund, daß er merke, wie sehr er doch Marxist geblieben sei.

Wie sehr diese Einstellung die rot-grüne Politik der Bundesregierung bestimmte, belegt der Autor Torsten Mann eindrucksvoll. Aber nicht nur Fischer und Schröder haben eine marxistisch geprägte und prägende Lebensphase hinter sich, auch andere Bundesminister der vergangenen sieben Jahre haben einen vergleichbaren Hintergrund. „Der kommunistische Bund (KB) in Göttingen, in dem Trittin als Ideologe aktiv war, begründete in seiner ‚Roten Tribüne‘ unter Hinweis auf Marx das parteiamtliche Nein zur RAF und das grundsätzliche Ja zur Gewalt mit den Worten: ‚Die Marxisten betonen stets, daß sie Anhänger der Gewalt seien und in ihr einen revolutionären Faktor sähen ... Die Marxisten sprachen sich für Massenterror aus, aber sie sagten: Die Ermordung dieses oder jenes Ministers ändert an der Sache nichts.‘“

Natürlich greift Torsten Mann Joschka Fischers Steinewerfer-Skandal auf und verweist darauf, daß es sich bei der Tat des heutigen Außenministers keineswegs um eine spontane, sondern um eine geplante Aktion handelte. Hier verweist er auf eine Aussage eines Fischer-Begleiters. „Sonntags fuhr die Gruppe im geschlossenen Konvoi zu regelrechten Manövern in den Taunus, wo Fischer mit bis zu 40 Leuten Steineschmeißen in Formation (eine Reihe tief, die nächste hoch), einen Keil bilden oder Gefangenenbefreiung in Dreiergruppen übte.“

Da vieles von dem, was der Autor schreibt, die rot-grünen Politiker nicht gerade schmückt, hat er sich schon allein aus eigenem Interesse mehrfach abgesichert, indem er für alle seine Aussagen Belege anführt.

„Was haben sie also erreicht, die 68er, die auf Weisung der Frankfurter Schule auszogen, um eine Revolution zu machen und die alte Gesellschaftsordnung zu stürzen? Nun, die alte Gesellschaft mit ihren Werten, Idealen und den so häufig zitierten Sekundärtugenden wie Ehrlichkeit, Treue, Ordnung, Disziplin, Leistungsbereitschaft und Sauberkeit ist zweifellos zerstört worden.“ Für den Autor ein unhaltbarer Zustand, über den er sich fast ein wenig zu sehr in Rage schreibt. *R. B.*



***Torsten Mann: „Rot-grüne Lebenslügen – Wie die 68er Deutschland an die Wand gefahren haben“**, Kopp, Rottenburg 2005, geb., 224 Seiten, 16,90 Euro*

Aus dem Märchenland verjagt

Christa Maxeiner erinnert sich an ihre Kindheit in Westpreußen

Als Christa 1937 auf dem elterlichen Bauernhof in Weißhof, Westpreußen, geboren wird, sieht es so aus, als wollte sie diese Welt wieder verlassen, doch dem herbeieilenden Arzt gelingt es, das Baby zum Atmen zu bringen. Er verordnet dem schwächlichen Kind viel frische Luft und so entwickelt sich Christa zu einem gesunden und fröhlichem Kleinkind. Zu diesem Zeitpunkt leben Deutsche und Polen friedlich nebeneinander, heiraten untereinander, und in vielen Familien wird sowohl deutsch als auch polnisch gesprochen. Christa verbringt eine glückliche Kindheit, umsorgt von einer großen Familie und ihrer heißgeliebten Lotte, der Hauswirtschafterin auf dem elterlichen Hof. Besonders aufregend und abwechslungsreich sind für Christa die Sommerwochen, wenn ihr sieben Jahre älterer Bruder Peter und ihr Cousin Dieter ihre Ferien auf dem Hof verbringen. Die beiden reihen einen Streich an den nächsten. Wenn sie abgereist sind, fühlt sich Christa immer einsam und läßt sich von Lotte trösten.

Mit der Einschulung fallen die ersten Schatten des Krieges auch auf Weißhof. Immer mehr Männer werden eingezogen, auch die Lehrer, so daß die Schule immer öfter ausfällt und für Christa Lesen, Schreiben und Rechnen „böhmische Dörfer“ bleiben. Im Januar 1945, mit Einmarsch der Roten Armee, nimmt ihre heile Kinderwelt ein jähes Ende und für ihre Familie sowie die schwangere Lotte beginnt der erste Teil der Flucht. Im März gelingt ihnen durch günstige Zufälle und hilfsbereite Menschen noch einmal eine Rückkehr nach Weißhof auf ihren zerstörten Hof. Aber Anfang September werden sie endgültig vertrieben und fahren in einem Viehwaggon von Marienwerder über Danzig und Stettin bis in das zerstörte Berlin. Für Christa, die Mutter und die Großmutter beginnt eine weitere entbehrungsreiche Zeit in Ruinen und Trümmern, mit Wohnraummangel, Hunger und der bangen Frage: Werden sie Vater, Großvater und Bruder je wiedersehen?

Christa Maxeiner konnte über das Erlebte von damals nie sprechen. Erst Jahrzehnte später konnte sie darüber schreiben. Mit ihrem Buch „Wenn du Märchenaugen hast, ist die Welt voller Wunder“ hat sie sich ihre Trauer über den Verlust der Heimat von der Seele geschrieben. Dieses Buch schildert sehr eindringlich, was es bedeutet, seine Heimat, geliebte Menschen und Weggefährten zu verlieren. *B. Mußfeldt*

***Christa K. Maxeiner: „Wenn du Märchenaugen hast, ist die Welt voller Wunder“**, Büchse der Pandora Verlag, Wetzlar, brosch., sw Fotos, 326 Seiten, 20 Euro*

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, www.preussischer-mediendienst.de, zu beziehen.

Sie sollten leiden für das, was sie waren

Autorenduo deckt das Schicksal der französischen Deutschenkinder in der Nachkriegszeit auf

Es war Liebe auf dem ersten Blick. Léa Rouxel, eine hübsche Französin, springt auf dem Heimweg von ihrer Arbeit im Frühjahr 1942 von ihrem Fahrrad die Kette ab. Vergeblich bemüht sich die 22jährige kaufmännische Angestellte, ihr Rad zu reparieren, als von völlig unerwarteter Seite Rettung naht: Ein deutscher Offizier hilft der jungen Frau. Zu ihrer Verwunderung ist der Deutsche nicht nur zuvorkommend, sondern auch sehr charmant. Er spricht ein gutes Französisch und weiß die junge Léa zu faszinieren. Otto Daniel Ammon und Léa sind sofort ein Paar, müssen ihre Liebe jedoch geheimhalten, da jeder der beiden in den Augen seiner Leute einen Feind zum Partner hat. Als Léa 1944 schwanger und die Schwangerschaft sichtbar wird, flüchtet sie vor Anfeindungen aus ihrem Dorf nach Paris. Dort bringt sie am 2. April 1945 ihren Sohn Daniel zur Welt. Doch noch bevor Daniel seinen ersten Schrei getan hat, ist er mit dem Stigma, ein „Kind der Schande“ zu sein, versehen.

Fast 60 Jahre später bittet Daniel Rouxel die beiden Autoren Jean-Paul Picaper und Ludwig Norz darum, sein Schicksal zum Anlaß einer Untersuchung über die in Frankreich in der Nachkriegszeit verhaßten „boches“, Deutschenkinder, zu nehmen. Im Gegensatz zu vielen anderen Schicksalsgenossen – es sollen um die 200 000 sein – ist er bereit, über seine Herkunft und seine daraus resultierende zerrüttete Kindheit zu sprechen.

In „Die Kinder der Schande – das tragische Schicksal deutscher Besatzungskinder in Frankreich“ haben die beiden Autoren nun das in Frankreich als absolutes Tabuthema gehandhabte Stück eigene Vergangenheit hervorragend dokumentiert und analysiert.

Hier zeigt sich, daß Daniels Schicksal dem so vieler anderer „boches“ ähnelt. Daniels Mutter gab ihren Sohn, der sie nach Kriegsende stets an ihre eigene vermeintliche Schande erinnerte, die ersten vier Jahre bei Pflegeeltern und dann bei ihrer Mutter in Obhut. Doch anstatt bei seiner Großmutter Liebe und Zuneigung zu erfahren, mißhandelte die ungebildete, mittellose Witwe ihren ungeliebten Enkel. „Die Großmutter schlug ihn ... Und dann gab es noch den Hühnerstall, in dem er nicht selten die Nacht verbringen mußte“, beschreibt Jeanne Allé, Daniels ehemalige Lehrerin, den Autoren gegenüber die damalige Situation. Doch anstatt dem Jungen zu helfen oder wenigstens Verständnis für seine Situation aufzubringen – Daniel galt in seinem Dorf in der Bretagne als Attraktion, wenn man sich langweilte, quälte man ihn, woraufhin der Junge gegen alles rebellierte –, zeigt die ehemalige Lehrerin Verständnis für die Großmutter: „Ich glaube, seine Großmutter litt unter dieser Situation. In diesen Zeiten eine unverheiratete Tochter zu haben, die ein Kind, und dann auch noch von einem Deutschen, hatte, war fürchterlich ... Also, die arme Frau ... “

Aber Daniel war nicht das einzige Deutschenkind, daß aus den unterschiedlichsten Gründen in der Obhut von Pflegeeltern oder Großeltern war, die es keineswegs freundlich behandelten. Ein anderes Beispiel ist die kleine Jeanine, deren Adoption der Großvater mit den Worten verhinderte, sie hätte eine „so nette Familie nicht verdient“. Jeanine sollte leiden für das, was sie war. Ob Daniel, Jeanine, Gérard, Marie-José, Anita, Norbert, Anne, Mylène, Julie, Marcelle, Michelle oder Marie-Rose, sie alle eint der deutsche Vater, sie alle haben einen weißen Fleck in ihrer Abstammung, den sie verheimlichen mußten.

Im Vergleich zu seinen Schicksalsgefährten hat Daniel Rouxel jedoch noch das Glück, zu wissen, wer sein Vater ist. Dieser hat sich nämlich, kurz bevor er in einem Lazarett in den letzten Wochen des Krieges an Typhus verstarb, gegenüber seiner Familie zu ihm bekannt. Otto Daniel Ammons Bruder und Schwester haben auch sofort versucht, den unehelichen Sohn ihres verstorbenen Bruders zu finden. Als sie ihn gefunden hatten, wollten sie den Jungen sofort adoptieren, aber dies ließ Daniels Mutter, die sich sonst nicht sonderlich um ihn kümmerte, nicht zu. Allerdings durfte Daniel in den Ferien immer nach Deutschland zu der Familie seines Vaters. Dort erfuhr der in seiner französischen Heimat geächtete Junge, was Familienzusammenhalt und Liebe ist. Doch Daniel ist, wie erwähnt, einer der wenigen, die das Glück hatten, die Identität ihres Vaters zu kennen. Jean-Paul Picaper und Ludwig Norz zeigen in ihrem Buch auf, wie sehr selbst erwachsene Menschen darunter leiden, ihre Herkunft nicht zu kennen. Die Autoren schildern die umständliche Suche der Deutschenkinder nach ihrer Abstammung. In vielen Fällen erfolgte diese Suche erst in reiferen Jahren. Wertvolle Zeit war so verstrichen. Mittlerweile waren die Spuren verwischt oder die Väter konnten nach Aufdeckung ihrer Identität – häufig mit Hilfe der Wehrmachtsauskunftsstelle (WASt) in Berlin – nur noch als verstorben gemeldet werden.

Es ging den Autoren bei ihren Recherchearbeiten aber keineswegs nur darum, die verschiedenen Schicksalswege der Deutschenkinder und ihre quälenden Probleme zu beleuchten. Vielmehr haben sie mit ihrem in zwei Bereiche aufgeteilten Buch – das in Frankreich ein Bestseller war – ein dunkles Stück französischer Vergangenheit aufgedeckt.

Der Haß, der diesen Kindern entgegenschlug, ist zwar keineswegs nur typisch für Frankreich – in Skandinavien, Belgien und Italien war es ähnlich –, aber Frankreich ist das letzte jener Länder, das dieses unschöne Kapitel enttabuisiert. Zwar hatte man inzwischen schon anerkannt, daß die Behandlung der Mütter dieser Kinder – viele wurden kahlgeschoren, als Nutten oder Verräterinnen beschimpft und aus dem Dorf gejagt, manche sogar zu Tode geprügelt – verachtenswert ist. Das Schicksal ihrer Kinder jedoch wurde weiter totgeschwiegen.

„Niemand leugnet die von den Besatzern und ihren Helfershelfern begangenen Greueltaten. Aber unter den Trägern der feldgrauen Uniform gab es auch junge Männer, Wehrpflichtige, die unter der Trennung von ihren Familien litten ... und bald in der Furcht leben sollten, an die Ostfront abkommandiert zu werden.“ Picaper und Norz machen deutlich, daß die Väter der Kinder auch Menschen waren und nicht, wie in der Kriegspropaganda des Ersten Weltkrieges dargestellt, blutrünstige Bestien. Als um so erstaunlicher empfinden die Autoren es, daß die einst in die Deutschen verliebten Französinnen nach der deutschen Niederlage von ihrer eigenen Schande überzeugt waren. „Es mag seltsam erscheinen, daß die Unglücklichen einen Fehler zugaben, der zu anderen Zeiten gar keiner gewesen wäre.“ Hier bereute das Opfer, nicht jene, die ihm Unrecht zugefügt haben.

Am Ende ihrer äußerst lesenswerten, erschütternden Ausführungen kommen die Autoren zu dem Schluß, daß „nicht nur Deutschland einiges zu bereuen hat“. *R. Bellano*

***Jean-Paul Picaper, Ludwig Norz: „Die Kinder der Schande“**, Piper, München 2005, geb., 463 Seiten, 22,90 Euro*

BUCHTITEL DER WOCHE

Pressestimmen:

„Gestützt auf bewegende Aussagen und zahllose Archivdokumeten öffnen die Autoren diese heikle Akte – in einem Buch, das zugleich den Krieg anklagen und zur Versöhnung aufrufen will.“ („Le Figaro“)

„Wer das Buch liest, versteht besser, daß in der Geschichte der Menschen nichts wirklich einfach ist.“ („L'homme Nouveau“)

MELDUNGEN

Aussig stellt sich seiner Geschichte

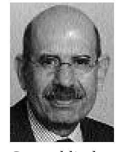
Aussig – Die nordböhmische Stadt Aussig will ein Museum zur deutsch-tschechischen Geschichte einrichten. Diesen Sommer wurde bereits eine Gedenktafel an der Elbbrücke enthüllt, die an die dort bei einem Massaker am 31. Juli 1945 ermordeten Deutschen erinnert (*PAZ* berichtete). „Wir wollen Aussig als offene und selbstbewußte Stadt präsentieren, die fähig ist, ihre Geschichte anzunehmen“, erklärte Bürgermeister Petr Gandalovic die in der Tschechei nicht unumstrittene Vorreiterrolle seiner Gemeinde beim Versöhnungsprozeß zwischen Tschechen und Deutschen.

Wenig Zutrauen in Koalition

Hamburg – Bei der jüngsten Internet-Umfrage der *Preußischen Allgemeinen Zeitung (PAZ)* äußerten nur 10,4 Prozent der Teilnehmer die Erwartung, daß eine große Koalition aus Union und SPD Deutschlands Probleme in den Griff bekommen werde. 89,6 Prozent glauben dies nicht.

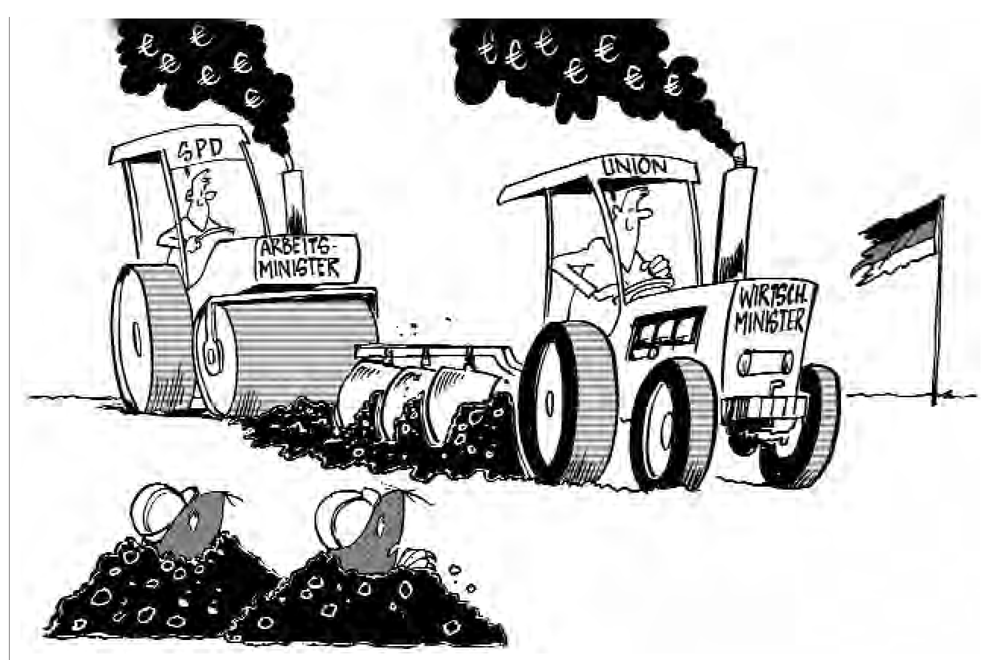
ZUR PERSON

Eine Ohrfeige für Washington



Den Friedens-Nobelpreis 2005 erhalten je zur Hälfte die Internationale Atomenergieagentur (IAEA) und deren Generaldirektor, der Ägypter **Mohammed El-Baradei**. Das Komitee in Oslo will damit „die Bemühungen um Verhinderung der militärischen Anwendung von Atomenergie“ würdigen. Unausgesprochen bleibt, daß die Preisverleihung auch als Ohrfeige für die US-Regierung gemeint ist. Entsprechend fiel die Gratulation von US-Außenministerin Condoleezza Rice aus: Sie war derart knapp, daß es – von Diplomatensprache in Klartext übersetzt – an Beleidigung grenzt.

Der 63jährige El-Baradei, dessen Vater Präsident der ägyptischen Anwaltskammer war, ist ein geradliniger Jurist mit „Bilderbuch-Karriere“: Bakkalaureat in Kairo, Promotion in New York, Tätigkeit im ägyptischen Außenministerium und an den Uno-Niederlassungen in Genf und New York. Seit 1984 ist er bei der IAEA in Wien und wurde 1997 deren Generaldirektor. Seine Bestellung erfolgte damals auf ausdrücklichen Wunsch der USA. Doch als die IAEA in den Vorwehen des Irakkriegs keine Massenvernichtungswaffen im Zweistromland finden konnte und Zweifel an den letztlich haltlosen Behauptungen der US-Regierung äußerte, fiel zusammen mit der IAEA auch El-Baradei bei Bush in Ungnade. „Man“ suchte eine weitere Amtsperiode mit allen Mitteln zu verhindern, sogar durch Verbreitung haltloser Gerüchte, und Ende 2004 flog auf, daß die Telefonate El-Baradeis abgehört wurden. Aber alles vergebens, denn kürzlich erst konnte er seine dritte Amtsperiode antreten. Ob es volle vier Jahre sein werden? Daß er Nachfolger von Uno-Generalsekretär Kofi Annan werden könnte, gilt inzwischen nicht mehr als Geheimtip. *RGK*



»Leg dich beruhigt schlafen – hier bleibt alles wie es ist.« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Sehr professionell

Die Rollenverteilung bei Schwarz-Rot funktioniert schon recht gut

Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Werden wir ihn vermissen? Selbstverständlich werden wir. Schröder war ein Virtuose der Dreistigkeit, wie ihn die gewöhnlich spröde deutsche Politik nur selten hervorbringt. Nicht, daß auch andere politische Spitzenakteure heilige Versprechen brachen oder sich partout nicht an ihr sprichwörtliches „Geschwätz von gestern“ erinnern wollten. Das gehört zum Alltagsgeschäft.

Die derb-herablassende Art jedoch, mit der Schröder in einem Moment den Überkanzler mimte, um im nächsten Augenblick als mitfühlender Kumpel des einfachen Volkes zu uns rüberzurutschen und sich dann wiederum flugs zum pathetischen Patrioten aufzuschwingen – das kriegt so schnell und übergangslos kein anderer hin.

Wenn wir uns seinetwegen ärgerten, dann eher in der Art, wie sich überrumpelte Nachbarn über das neueste Bubenstück eines genialen Dorfrabauken empören: Man ist eher baff als aufgebracht, daß der Schlingel damit schon wieder durchgekommen ist und kann ihm den heimlichen Respekt vor soviel Chuzpe nicht verweigern.

Das ist jetzt vorbei? Zum Glück noch nicht ganz: In der nun anbrechenen Epoche werden wir Gerhard Schröder dabei bewundern dürfen, wie er seine sieben Regierungsjahre nachträglich zum Goldenen Zeitalter umfrisiert. Geht es weiter bergab unter den Nachfolgekabinetten, dann wird er die Ursache glasklar darin ermitteln, daß „unsere erfolgreiche Reformpolitik“ nicht richtig fortgeführt worden sei. Wird es aber besser, wird er nachweisen, warum das eigentlich sein Verdienst sei und wir werden erstaunt mitzählen, wieviele fremde Federn auf einem einzigen Kopf Platz haben.

Nun also Merkel. Der Frau haftet trotz ihrer bemerkenswerten Karriere etwas Tragisches an. In ihr Gesicht hat sich das tiefe Ungemach schon eingegraben. Wenn sie einmal lächelt, wirkt es wie das verhuschte Glucksen einer Tochter, die gelernt hat, daß man bei Tisch nicht lacht und die deswegen immer verlegen ist, wenn es ihr trotzdem passiert.

In nächster Zeit wird sie zum Fröhlichsein aber ohnehin wenig Anlaß haben. Schröder ging es besser. Als der 1998 Kanzler wurde, durfte er noch richtig auf die Pauke hauen. „Regieren macht Spaß“, jauchzte der frisch Gekürte und das Volk, das ja noch nicht wußte, was kommen würde, freute sich mit ihm.

Angela Merkel übernimmt nun eine Regierung, die von Anfang an wenig Heiteres verspricht. Die SPD führt sich auf wie ein garstiges Kind, das nicht einsehen will, warum es die Geschenke mit der ungeliebten Schwester teilen soll. Noch bevor die CDU-Vorsitzende auf dem Sessel des Kanzlers platznehmen kann, wollen die Sozialdemokraten dem Herrschaftsmöbel am liebsten die Beine absägen und Merkel zu einer Art Talkmasterin am Kabinettstisch degradieren. Nur völlig Arglose wie der Magdeburger CDU-Ministerpräsident Wolfgang Böhmer, bestehen darauf, daß die „Richtlinienkompetenz des Kanzlers“, welche etliche Sozialdemokraten der Frau Merkel streitig machen wollen, „in der Verfassung festgeschrieben“ sei. Verfassung? Wo war der Mann in den vergangenen Monaten? Gerhard Schröder hat das „konstruktive Mißtrauensvotum“ mit leichter Hand zur „konstruierten Mißtrauensvotäuschung“ umgegossen. Nur deshalb sind war da, wo wir sind. Böhmer hat gar nicht mitbekommen, welch enorme Elastizität das Grundgesetz seit diesem Sommer angenommen hat. Da kommt der jetzt noch mit Sprüchen wie „festgeschrieben“.

> Natürlich werden wir Schröder vermissen: Ein Virtuose der Dreistigkeit verläßt die Bühne, schade!

Das Geschubse zwischen den künftigen Koaltionsschwestern mag wenigstens all jene Schwarzseher beruhigen, die prognostiziert hatten, die neue Regierung werde langweilig. Das wird sie ganz gewiß nicht. Ob indes neben den vielen kleinen Gemeinheiten, die man sich in der Zwangsehe über den Kabinettstisch reichen wird, noch viel Zeit und Energie für Politik übrigbleibt, müssen wir abwarten.

Schwarze und Rote wollen den Eindruck, daß sie sich rettungslos ineinander verhaken könnten, natürlich unbedingt ausräumen und senden daher Signale aus, die verhaltene Zuversicht streuen: Die Spitzen von Union und SPD hatten ihre Montagsrunde kaum beendet, da ging es eine Etage tiefer bereits ans Eingemachte, sprich: ans Geld der Bürger. Dabei muß positiv vermerkt werden, wie geschmeidig die künftigen Regierungsparteien wenigstens hier schon wenige Stunden nach dem Gipfeltreffen zusammenspielten. CSU-Landesgruppenchef Michael Glos forderte eine allgemeine Pkw-Maut, weil der Straßenbau sonst bald nicht mehr zu finanzieren sei. Das weiß auch der noch amtierende Verkehrsminister Manfred Stolpe von der SPD. Der konnte die Pkw-Maut nur nicht recht selber fordern, weil er sich früher einmal skeptisch über den Wegezoll für Personenwagen geäußert hatte. Nett – und überaus professionell – von Glos, daß er die heiße Kartoffel nun für Stolpe angepackt hat.

Und passend zu der Rollenverteilung in der Koalition, auf welche die Sozialdemokraten nun zu achten haben. Sie möchten ein bißchen zurückerhaschen von ihrer alten Aura des „sozialen Gewissens“. Daher sollte die Forderung nach einer Pkw-Maut, die ja jeder kleine Autofahrer berappen müßte, lieber von der Union gestellt werden, damit die SPD sich selbst anschließend als Anwalt der Gequälten und der Kleinen in die Bresche werfen kann. Stolpe „warnte“ denn auch gleich vor der Pkw-Maut und schlug statt dessen vor, nur besonders abgasreiche Lastwagen – die „Wirtschaft“ also – mit einer weiteren Gebühr zu belasten.

Die Suche nach Geld vereint die Partner ohnehin. Störend bleibt nur, daß die Schonfrist für die Brechung der Wahlversprechen noch nicht verstrichen ist. So sperren sich die Sozialdemokraten noch ein Weilchen wacker gegen die Erhöhung der Mehrwertsteuer. Damit das einigermaßen darstellbar ist, muß aber auch die Stunde der Wahrheit über den Zustand der Staatsfinanzen noch ein Stück hinausgeschoben werden.

Da schwebt ja noch das Gerücht über eine angebliche Kürzungsliste von Hans Eichel durch den deutschen Raum. Der Noch-Finanzminister bestreitet zwar nach wie vor deren Existenz. Doch das will ihm nicht einmal der als neuer Wirtschaftsminister gehandelte CSU-Chef Stoiber abkaufen und verlangt vorsorglich einen Nachtragshaushalt. Eichel bleibt sich treu: Ein Nachtragshaushalt sei „überflüssig“ – sein Haushalt stehe bombenfest. Immerhin nannte er die finanziellen Probleme der Republik eine „große Herausforderung“. Das aus dem Munde eines Mannes zu hören, der uns selbst den totalen Staatsbankrott noch als „gut durchdachte Konsolidierungsmaßnahme“ verkauft hätte, macht ein wenig bange.

Saarlands Ministerpräsident Peter Müller wird jedenfalls gute Gründe haben, warum er den Ruf ins Berliner Kanbinett dankend zurückwies. Aus eigener Erfahrung ist ihm bekannt, wie man sich fühlt, wenn einem nach freudiger Regierungsübernahme nichts als Schuldscheine aus den öffentlichen Schatullen entgegenflattern. Das will er sich kein zweites Mal zumuten.

Ziemlich verhagelt, die ganze Regierungsbildung. Das empfinden die neuen falschen Freunde an der Macht nicht anders und verlegten sich bei all den häßlichen Aussichten erst einmal auf die schönen Seiten des Lebens: Sie beschlossen ein paar ungedeckte Mehrausgaben. Drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts, also rund 64 Milliarden Euro, sollen bis 2006 in die Forschung fließen, die Nacht- und Feiertagszuschläge bleiben überdies steuerfrei. Das hört sich viel besser an als „ … muß gekürzt werden“. Auch die Tarifautonomie bleibt Schwarz-Rot zufolge unangestastet. Dazu paßt, daß die Bereiche Wirtschaft und Arbeit ministeriell wieder getrennt werden. Was hat die Schaffung von Arbeitsplätzen denn auch bitteschön mit Wirtschaft zu tun?

ZITATE

Die Wiener Zeitung „Die Presse“ ist ***skeptisch*** *gegen über der großen Koalition in Berlin:*

„Daß Rot und Schwarz in Deutschland Posten verteilen, bevor sie über Inhalte sprechen, läßt Übles erahnen. So also werden in Deutschland neuerdings Koalitionen gebildet: erst die Ämterverteilung, dann die Inhalte. Normalerweise läuft es umgekehrt. Aber was kann man dieser Tage schon als normal bezeichnen in Berlin?“

Die Londoner „Times“ sieht ***schwere Zeiten*** *auf eine Kanzlerin* ***Merkel*** *zukommen:*

„Sie hat die Kanzlerschaft errungen, aber es ist ein vergifteter Kelch.“

Die „Frankfurter Allgemeine“ ist da zuversichtlicher und erinnert an das bewiesene ***Stehvermögen der CDU-Chefin****:*

„Wer Angela Merkel unterschätze, habe schon verloren, sagte einmal ein CSU-Politiker, der Erfahrung im Verlieren gegen sie hat. In den vielen Schlachten, die sie auf dem Weg nach oben schlagen mußte, meistens gegen Konkurrenten aus den eigenen Reihen, war sie ein schwerer Gegner; sie kämpfte immer mit dem Rücken an der Wand. So ist es auch jetzt gewesen, im letzten Gefecht schon im Vorhof der Macht“

Der Londoner „Guardian“ sieht der Zukunft mit ***gemischten Gefühlen*** *entgegen:*

„Eine gespaltene deutsche Wählerschaft hat eine in sich gespaltene Regierung hervorgebracht, die es sehr schwer haben wird, viel Wandel zu bewirken. Europa dürfte keine großen Hoffnungen haben.“

(Alle Zitate sind den Ausgaben vom 11. Oktober entnommen)

Türkenreif

Das Fazit ist für Albion,
für Bush und Bilderberger,
für Islamisten und Scharon
gewiß kein Grund zum Ärger:

Denn endlich sind sie türkenreif,
die alten Europäer!
War eh Theater ihr Gekeif,
sind auch nur Pharisäer.

Wer muckte, wurde weichgeklopft,
nicht wirklich diplomatisch,
und kriegte prompt den Mund gestopft –
der Pfropfen schmeckt kroatisch.

Die Pitbull-Carla hat man zwar
dressiert auf Balkanesen,
doch macht ein Pfiff von
Herrchen klar:
In deine Ecke, Besen!

Jetzt haben Türken freie Hand
und können ruhig schlafen –
bei Vorschußgeld aus Euro-Land
und Gummiparagraphen.

Am meisten freut sich Beelzebub:
Wo alle Mammon preisen,
da ist bestimmt kein Christenklub –
das reicht wohl an Beweisen.

Ihr fragt, warum mit aller Macht
der Ratschluß, der bewußte,
am Dritten noch vor Mitternacht
getroffen werden mußte?

Aus Rücksicht auf den Erdogan,
den gottgefällig guten:
Am Vierten kam der Ramadan –
da war's nicht zuzumuten.

Pannonicus